



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Geschichte fürs deutsche Volk

Schnizer, Otto

Stuttgart, [1929]

V. Der Weltkrieg und seine Folgen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77080](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77080)

V. Der Weltkrieg und seine Folgen.

1. Die Entstehung des Weltkriegs.

Schon 1912 hatte ein russischer Heerführer geschrieben: „Wir sind noch nicht fertig; wir brauchen noch ungefähr zwei Jahre; aber die Partie ist nur aufgeschoben.“ Dagegen schrieb 13. Juni 1914 die größte, im Dienste des russischen Kriegsministers stehende Petersburger Zeitung: „Rußland ist bereit; Frankreich muß es auch sein.“ Schon im Frühjahr desselben Jahres hatten die Russen eine Menge von Truppen aus Sibirien und Turkestan an die deutsche und österreichische Grenze vorgeschoben. Der französische Generalstab beabsichtigte an zwei Stellen nach Deutschland einzubringen: nämlich von Belfort aus ins Gebiet der süddeutschen Staaten und durch Belgien hindurch ins rheinische Industriegebiet. Der englische Generalstab aber hatte schon mit dem belgischen Vereinbarungen getroffen wegen des Einmarsches in Belgien. Die englische Flotte ward in der Nordsee zusammengezogen, während die französische das Mittelmeer bewachen sollte. „Das Eingreifen Englands war vorgesehen. Es bestand eine Militärkonvention. Wir rechneten mit sechs englischen Divisionen und mit der Unterstützung der Belgier,“ so hat Marschall Joffre gesagt. Von seiten der deutschen Regierung wurde allen diesen Dingen zu wenig Beachtung geschenkt; sie hat noch im Frühjahr 1914 eine Menge Getreide ins Ausland gehen lassen. Aber überall war der Eindruck verbreitet: es steht der Welt etwas Schreckliches bevor; irgend ein Anstoß, und das Unheil bricht los.

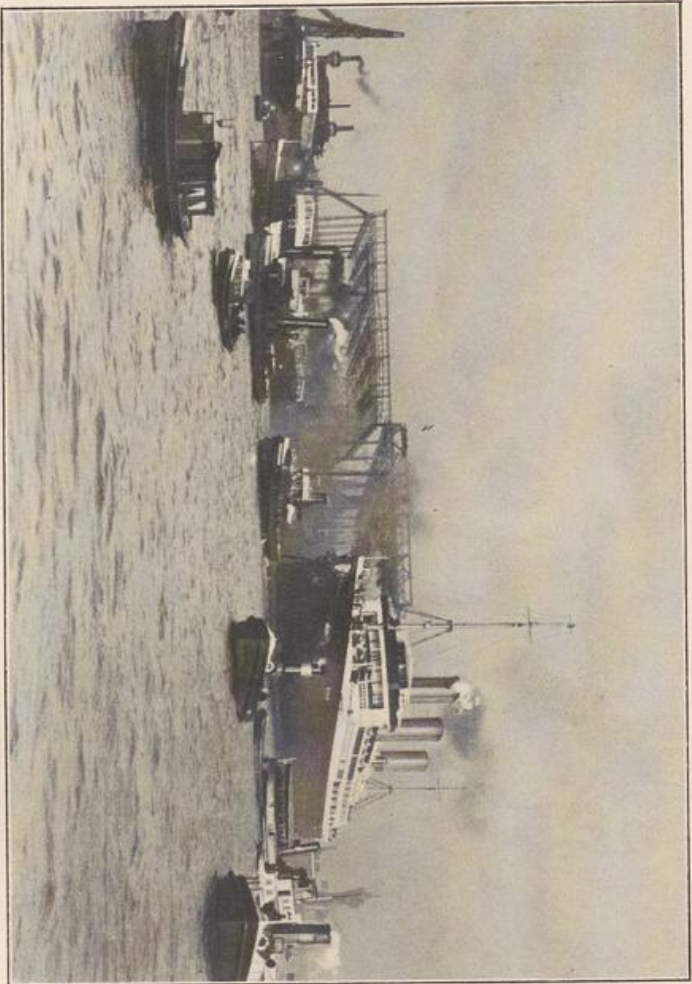
Der Anstoß kam. Am 28. Juni machte der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand mit seiner Frau einen Besuch in Sarajewo, der Hauptstadt Bosniens. Bei der Fahrt durch die Straßen wurden beide von einem serbischen Gymnasisten Princip erschossen. Die Untersuchung ergab, daß der Mörder mit seinen Spießgesellen die Waffen von einem serbischen Militärwaffenhaus erhalten hatte, daß hohe serbische Beamte und Offiziere den Mordplan kannten und ihn billigten, zum Teil sogar die Anstifter waren; daß in Serbien ein Verein bestand mit dem Ziel, die von Serben bewohnten Teile Österreich-Ungarns von diesem Reiche loszureißen und ein Großserbien zu bilden. Die Serben rechneten damit, daß mit dem Tode des alten Kaisers Franz Josef die Donaumonarchie zusammenbrechen werde. Nur ein Hindernis sahen sie noch: die Persönlichkeit Franz Ferdinands, eines kraftvollen Mannes. Ist

auch der beseitigt und stirbt Franz Josef, dann bricht das ganze Reich zusammen. So rechneten die Mordgesellen.

Die österreichische Regierung stellte am 23. Juli die Forderung an Serbien: 1. Die Mordtat muß unter Teilnahme österreichisch-ungarischer Bevollmächtigter untersucht und abgeurteilt werden. 2. Die Schuldigen müssen streng bestraft werden. 3. Die großserbischen Umtriebe müssen aufhören. — Allein die Serben wußten wohl, daß man sie von Rußland aus nicht im Stiche lassen würde. Daher gaben sie am 25. Juli in ihrer Antwort wohl manches zu, so daß selbst der deutsche Kaiser anfangs der Ansicht war, der Streit sei damit erledigt. Allein gerade in der Hauptsache, der Teilnahme österreichischer Bevollmächtigter an der Untersuchung und Aburteilung, gaben sie nicht nach. Auch waren ihre Zugeständnisse durch solche Vorbehalte eingeschränkt, daß sich die österreichische Regierung mit der Antwort nicht zufrieden geben konnte und der Gesandte am 26. Juli von Belgrad abreiste. So war der Konflikt zwischen den beiden Staaten da; und die Hauptfrage war: wird er nur örtlich bleiben zwischen Österreich und Serbien? Dann wäre er rasch zu Ende gewesen. Oder mischt sich Rußland, Serbiens Beschützer, hinein? Dann droht ein europäischer Krieg, wenn nicht gar ein Weltkrieg. Diejenigen Staaten, denen an der Erhaltung des europäischen Friedens etwas gelegen war, mußten also darauf aus sein das Weitergreifen des Brandes zu verhindern. Die deutsche Regierung hat durch den Reichskanzler Bethmann-Hollweg zur Beschränkung des Krieges getan, was menschenmöglich war. Sofort hat sie bei den drei Großmächten, Rußland, Frankreich und England den Wunsch nach Beschränkung des Krieges ausgesprochen. Es war nicht leicht, in dieser Richtung Erfolge zu erzielen. Denn die russische Regierung hatte gleich anfangs erklärt: sie könne dem österreichisch-serbischen Konflikt nicht gleichgültig gegenüberstehen. Immerhin gab die englische Regierung zu, daß eine gewisse Demütigung Serbiens stattfinden müsse, und selbst der französische stellvertretende Ministerpräsident hatte den Wunsch nach einer Beschränkung des Krieges ausgesprochen. Aber beide Staaten begannen zu mobilisieren. Trotzdem versuchte Bethmann-Hollweg in Gemeinschaft mit dem englischen Außenminister Grey eine Vermittlung zwischen Österreich und Rußland, ja auch zwischen Österreich und Serbien zustande zu bringen; die ganze Woche vom 25. Juli bis zum 1. August wurde von diesen deutschen Bemühungen ausgefüllt. Auch die beunruhigenden Nachrichten, die von Osten her — in täglich wachsendem Ausmaße — über russische Kriegsvorbereitungen, ja über eine russische Teilmobilmachung gegen Österreich, und ebenso von Westen her über militärische Maßnahmen Frankreichs nach Berlin drangen, ver-



Die Hermannshütte. Von E. Bracht



Samburger Hafenbild (mit Dampfer „Vaterland“)

mochten den deutschen Kanzler nicht in seinen Friedensbemühungen irre zu machen. Tag für Tag ergingen Mahnungen nach Wien zur Mäßigung; ja am 29. ließ er in Wien erklären: „Wir sind zwar bereit, unsere Bündnispflichten zu erfüllen, müssen es aber ablehnen, uns von Wien aus leichtfertig und ohne Beachtung unserer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen.“ Alle irgendwie brauchbaren Vorschläge Greys hatte der Kanzler beachtet; auch war von Wien aus mehrfach die Zusicherung gegeben worden, daß man dort nicht an Eroberungen in Serbien denke. Die Tätigkeit des Kanzlers war begleitet von einem direkten Telegrammwechsel des Kaisers mit dem Zaren. Dieser hatte den Kaiser um Vermittlung ersucht, und Wilhelm II. war dazu bereit, mußte dem Zaren aber erklären, daß die Vermittlung unmöglich sei, solange Rußland mit seinen Kriegsrüstungen fortfahre. In dieser ganzen Zeit hatte Deutschland, obschon aufs schwerste bedroht, keinerlei Kriegsvorbereitungen getroffen und dadurch wertvolle Tage verloren.

Alle diese diplomatischen Vermittlungsversuche wurden jäh zerrissen durch die Nachricht, daß der Zar am 29. den *Gesamtobilsmachungsbehl* unterzeichnet habe, und daß diese am 30. begonnen worden sei. Der friedliebende aber schwache Zar hatte schon am 28. den Befehl unterzeichnet, aber ihn wieder zurückgenommen und die Gesamtmobilmachung in eine Teilmobilmachung gegen Österreich umgewandelt. Aber am 29. gelang es dem zum Kriege längst entschlossenen Außenminister Sasonow, dem Zaren den Befehl zur Gesamtmobilmachung abzuwingen oder abzulisten. Die russische Gesamtmobilmachung ist aber — so war im Jahre 1912 angeordnet worden — zugleich der Befehl zur Eröffnung der Feindseligkeiten, und zwar ohne Kriegserklärung. Deutschland wäre also durchaus berechtigt gewesen, sofort, ohne Kriegserklärung, mobil zu machen und den Krieg zu beginnen. Das tat Deutschland nicht, sondern am 31. Juli nachts erging an Rußland die Aufforderung, binnen zwölf Stunden die Kriegsrüstungen einzustellen. Da auf diese Aufforderung keine Antwort kam, so hat der Kaiser am 1. August, 5 Uhr 10 Minuten abends, die Mobilmachung angeordnet und in Petersburg erklären lassen: „daß er sich als im Kriegszustand mit Rußland befindlich betrachte.“

Was hatten inzwischen die Ententegeossen getan? In Rußland war man längst zum Kriege entschlossen. Nicht der Zar war es: wohl aber sein Oheim, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Außenminister Sasonow, der Kriegsminister Suchomlinow, der Generalstabschef Januschewitsch und der Chef der Mobilmachungsabteilung Dobrowski und andere. Als der Streitfall Österreichs mit Serbien entstand, waren diese Kreise fest entschlossen, sich diesen Kriegsgrund unter keinen

Umständen entgehen zu lassen. Daß maßgebende Kreise dort um den Mordplan gegen Franz Ferdinand gewußt und ihn ausgeheckt und unterstützt haben, ist zwar wahrscheinlich, bis jetzt aber nicht mit Sicherheit nachzuweisen. So haben auch alle diplomatischen Schritte, die Rußland in der letzten Woche vor dem Kriege unternommen hat, nur den Zweck gehabt, Zeit zu gewinnen und inzwischen die Rüstungen fieberhaft zu betreiben. Schon am 26. hatte Sasonow dem russischen Votschafter in Paris mitgeteilt: „Wenn es sich darum handelte, irgendeinen mäßigen Einfluss in Petersburg auszuüben, so weisen wir einen solchen von vorn herein ab.“ Am 28. hat er den Generalstabschef „auf die Notwendigkeit hingewiesen, mit der Mobilmachung nicht länger zu zögern“ und ihm sein „Erstaunen“ darüber ausgedrückt, daß diese nicht schon früher begonnen habe. Am 29. endlich hatte Sasonow eine angebliche Vermittlungsformel in Berlin vorgeschlagen. Aber als diese in Berlin eintraf, hatte Sasonow schon dem Zaren den Entschluß der allgemeinen Mobilmachung abgerungen. Zur selben Zeit also, zu der sich der russische Außenminister den Anschein gab, als wirke er noch für den Frieden, hat er den letzten entscheidenden Schritt zum Kriege getan.

Was war in Frankreich geschehen? Der Präsident der französischen Republik Poincaré und der französische Ministerpräsident Viviani hatten kurz vor den kritischen Tagen eine Reise nach Petersburg unternommen. Am 20. Juli warf ihr Schiff auf der Reede von Peterhof Anker; das war drei Wochen nach der Ermordung Franz Ferdinands. Beim Empfang des diplomatischen Korps sagte Poincaré den Gesandten von Japan und Großbritannien äußerst freundliche, dem Gesandten von Serbien teilnahmevolle Worte; dem österreichisch-ungarischen Votschafter setzte er auseinander, daß Serbien „Freunde“ habe; das klang wie eine Drohung. Dem französischen Votschafter Paléologue, seinem Jugendfreunde, sagte er: „Sasonow muß festbleiben, und wir müssen ihn unterstützen.“ Das war deutlich gesprochen. Über die geheimen Verabredungen wissen wir nichts Bestimmtes. Sicher ist aber, daß Sasonow schon am 22. aus seinen Besprechungen mit Viviani die Gewißheit bekommen hatte: „daß Frankreich nicht geneigt sei, eine durch die Umstände nicht gerechtfertigte Demütigung Serbiens hinzunehmen.“ So brachte der Besuch der russischen Regierung die Gewißheit: 1. Frankreich will von einer örtlichen Beschränkung der serbischen Frage nichts wissen, sondern sieht diese Frage als eine europäische an; 2. Frankreich steht unter allen Umständen hinter Rußland. Wie Poincaré über den Krieg

dachte, sehen wir am besten aus der Antwort, die er bei der Landung in Düntkirchen dem französischen Senator Trystram auf die Frage: „Glauben Sie, Herr Präsident, daß der Krieg verhindert werden kann?“ gab: „Das wäre sehr schade. Niemals werden wir bessere Aussichten mehr haben.“

Das Verhalten der französischen Regierung in den kritischen Tagen entsprach den in Petersburg getroffenen Verabredungen. Am 25. Juli schon hatte man in Paris von dem französischen Gesandten in Petersburg erfahren, daß man in Rußland nicht bloß gegen Österreich mobilisierte, sondern auch im geheimen an der deutschen Grenze militärische Vorbereitungen treffe, ja daß seit dem 24. der Krieg in Rußland beschlossene Sache war. Sofort wurden in Südfrankreich die großen Manöver abgebrochen, die Heranziehung der in Marokko stehenden Divisionen nach Frankreich angeordnet und weitere militärische Vorbereitungen getroffen. Als von Sazonow (vergleiche oben!) die Erklärung abgegeben wurde, Rußland weise von vornherein jeden mäßigenden Einfluß ab, beeilte man sich in Paris mit der Entschuldigung, der stellvertretende Außenminister habe „keinen Augenblick die Möglichkeit eines mäßigenden Einflusses in Petersburg zugelassen“ und „es abgelehnt, den deutschen Vorschlag anzunehmen“. Während in der letzten Juliwoche Tag für Tag von Berlin aus in Wien, Petersburg, London und Paris Bemühungen im Sinn des Friedens stattfanden, ist in derselben Zeit kein Tag vergangen, an dem nicht von Paris aus nach Petersburg Beistands- und Willenserklärungen zum Kriege erfolgt wären. Und wie am 29. der deutsche Reichskanzler in Petersburg dringend mahnte, wegen der unabsehbaren Folgen die Rüstungen einzustellen und dieselbe Mahnung in Paris aussprechen ließ, haben in Paris Poincaré, Viviani und der Kriegsminister Messimy beschlossen, in Rußland zu empfehlen, man möge die Kriegsvorbereitungen nicht einstellen, sondern nur *in s e h e i m* betreiben. In Befolgung dieses Ratschlages hat am Abend des 30. Juli Paléologue von Petersburg nach Paris gedrahtet, daß die russische Regierung beschlossen habe, *in s e h e i m* die ersten Maßnahmen der allgemeinen Mobilmachung durchzuführen.

Nachdem der Bruch mit Rußland vollzogen war, mußte die deutsche Regierung auch über die Stellung Frankreichs Klarheit haben. Der deutsche Botschafter erhielt den Auftrag, vom französischen Ministerpräsidenten binnen 18 Stunden die Erklärung zu fordern, ob Frankreich bei einem Krieg Deutschlands mit Rußland neutral bleiben werde. Die Antwort lautete: Frankreich werde tun, was ihm seine Interessen

gebieten. Das heißt: Krieg an der Seite Rußlands! Daraufhin hat die deutsche Regierung am 3. August Frankreich den Krieg erklärt.

Die Stimmung in Frankreich war keineswegs allgemein für den Krieg. Vielmehr bestand eine sehr starke Friedenspartei, hauptsächlich vertreten durch die Sozialisten, die in dem Abgeordneten Jaurès einen ganz hervorragenden Führer besaßen. Als Rußland sich zur allgemeinen Mobilmachung entschloß, hatte Jaurès eine sehr ernste Unterredung mit dem französischen Außenminister Viviani. In der klaren Erkenntnis, daß Frankreich bei einem Kriege am meisten werden zu leiden haben, beschwor er den Minister, mit Rußland ein ganz entschiedenes Wort zu reden, damit es in letzter Stunde noch seine Rüstungen einstelle. Er hat tauben Ohren gepredigt und wurde kurz darauf in einem Kaffeehause niedergeschossen. Sein Mörder wurde verhaftet; aber man hat die Sache lange hinausgezogen und ihn endlich freigesprochen. So hat sich Frankreich der Leute entledigt, die ihm Vernunft einzureden suchten.

Der dritte im Bunde, E n g l a n d, hatte zwar in den kritischen Tagen mehrfach auf Vermittlung hingewirkt, so daß man diese Macht für wirklich friedensfreundlich hätte halten können. In der Tat standen die Dinge wesentlich anders.

Daß im Falle eines europäischen Krieges England nicht beiseite stehen könne, war schon längst Greys Überzeugung. Daß es nur auf der Seite Frankreichs und Rußlands eintreten könne, ebenso. Dazu trieben es nicht bloß die Verpflichtungen, die es eingegangen hatte, sondern auch seine eigenen Interessen. In persönlichen Besprechungen mit dem englischen Botschafter Goschen hatte der deutsche Reichskanzler die entschiedene Hoffnung auf Neutralität Englands ausgedrückt, auch zugesagt, daß Deutschland im Falle eines Sieges von Frankreich kein europäisches Gebiet fordern werde. Grey hütete sich dagegen peinlich, irgendeine Zusage zu machen. Er hatte die Hoffnung, der Friede werde sich überhaupt aufrecht erhalten lassen, und wählte dazu das denkbar untauglichste Mittel, nämlich die Mobilmachung der britischen Flotte. Das, glaubte er, würde Deutschland so in Angst jagen, daß es sein Schicksal von Österreich trennen und diese Macht sich selbst überlassen würde. Nicht bloß erreichte er diesen Zweck nicht, sondern die Mobilmachung ermutigte auch Rußland, in seinen Rüstungen fortzufahren, weil es in der Mobilmachung mit Recht den Beweis sah, daß England auf seiner Seite in den Krieg eintreten werde. In der ganzen Woche der Vermittlung hat Grey nicht ein einziges Mal in Rußland zur Mäßigung geraten, sondern nur immer Deutschland dazu getrieben, seinen mäßigenden Einfluß auf Österreich geltend zu machen. Wie die englische Regierung in der Tat gesinnt war,

das hat sie mehrfach angedeutet. Am 27. hat der Unterstaatssekretär Nicolson dem deutschen Botschafter Fürsten Lichnowsky gesagt, daß England im Falle eines europäischen Krieges sich nicht zur Neutralität verpflichten könne; dasselbe wurde auch dem französischen Botschafter mitgeteilt. Grey selbst wiederholte am 29. diese Warnung. Englands Eintritt in den Krieg war also schon am 29. beschlossen. Noch aber zögerte Grey, denn er wußte, daß im englischen Parlamente neben einer Kriegspartei eine starke Friedenspartei war. Er konnte dieser Richtung gegenüber, wenn er die Zustimmung zur Kriegserklärung verlangte, nicht Englands Verpflichtungen gegenüber von seinen Bundesgenossen geltend machen; denn diese hatte er selbst früher abgelehnt. Er mußte einen vollstümlicheren Kriegsgrund haben, mit dem er hoffen konnte, im Parlament durchzubringen. Ein solcher bot sich ihm in der belgischen Frage. In Berlin hatte am 29. der britische Botschafter Goschen den Reichskanzler darüber sondiert, wie er sich zur belgischen Neutralität stelle. Bethmann-Hollweg hatte darauf gesagt, es werde von Frankreichs Vorgehen abhängen, ob und inwieweit Deutschland in Belgien Operationen vornehmen müsse. Diese Antwort hat Grey für bedauerlich erklärt, die Beantwortung der Frage Bethmann-Hollwegs aber, ob England sich zur Neutralität verpflichte, falls Deutschland die belgische Neutralität achte, abgelehnt. Er hat am 3. August Frankreich die Zusage der Waffenhilfe zur See gegeben, nachdem am selben Tage das britische Expeditionskorps mobilisiert worden war. (Deutschland hatte am selben Tage die Zusicherung gegeben, daß es, falls England neutral bleibe, keine Unternehmungen zur See gegen Frankreich machen wolle.) Im Parlament hat Grey am 3. August erklärt, daß England wegen der im Vertrauen auf Englands Freundschaft geschehenen Entblößung der französischen Küsten und wegen des eigenen Interesses an Belgien nicht neutral bleiben könne — und die Mehrheit des Unterhauses stand auf seiner Seite.

Am 4. August übergab der britische Botschafter Goschen in Berlin die Forderung, binnen fünf Stunden die deutschen Truppen aus Belgien zurückzuziehen. Da das nicht geschah und nicht geschehen konnte, so war Krieg auch zwischen Deutschland und England. —

Wir fassen noch einmal zusammen: in der kritischen Woche vom 25. Juli bis 1. August hatte Deutschland unaufhörliche diplomatische Schritte zur Friedensvermittlung getan und trotz der gegnerischen Rüstungen mit seiner eigenen Mobilmachung zurückgehalten. Es hatte namentlich nicht aufgehört, in Wien einen mäßigen Einfluss auszuüben. — Dagegen war Rußland von Anfang an zum Kriege entschlossen und hat nicht nur jeden mäßigen Einfluss auch von seiten seiner

Bundesgenossen aufs schroffste zurückgewiesen, sondern auch im geheimen mobilisiert, bis am 30. Juli durch den Befehl zur allgemeinen Mobilmachung der Krieg Tatsache wurde. — Frankreich hat nicht bloß keinen mäßigenden Einfluß auf Rußland ausgeübt, sondern dieser Macht noch den Ratschlag zu geheimen Rüstungen gegeben und selbst gerüstet, bis der Krieg unvermeidlich wurde. — England hat unter dem Schein der Friedensbereitschaft nie mäßigende Einflüsse auf seine Bundesgenossen ausgeübt, wohl aber durch die Mobilmachung seiner Flotte Rußland einen starken Rückhalt gegeben und es dadurch ermutigt, auf seinem Wege fortzufahren. Mit der Kriegserklärung hat England so lange gezögert, bis es durch den deutschen Einmarsch in Belgien einen volkstümlichen Kriegsgrund hatte.

Die Mobilmachungen haben in folgender Reihenfolge stattgefunden:

1. Rußland 30. Juli nachmittags 6 Uhr.
2. Österreich 31. Juli 12 Uhr mittags.
3. Frankreich 1. August 3 Uhr nachmittags.
4. Deutschland 1. August 5 Uhr nachmittags.
5. England 2. August 2 Uhr vormittags (Flotte),
4. August 4 Uhr nachmittags (Landheer).

Alle Feststellungen über den Verlauf der Krise können durch die seither erfolgten Veröffentlichungen nachgewiesen werden. Wann wird Frankreich seine Archive öffnen und damit den letzten Schleier von der Wahrheit wegziehen?

★

Das längst Befürchtete war eingetreten: wir standen im Krieg gegen zwei Seiten, nach Osten im Verein mit Österreich-Ungarn.

Am 4. August trat der Reichstag zusammen und ward vom Kaiser mit einer Thronrede eröffnet. Am Schlusse sagte er: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche. Und zum Zeichen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten mit mir durch Dick und Dünn, durch Not und Tod, fordere ich die Vorstände der Parteien auf heranzutreten und mir dies in die Hand zu geloben.“ Tief ergriffen reichten die Parteiführer dem Kaiser die Hand. Und als nachher der Reichskanzler die Entstehung des Krieges und die Haltung der Regierung darlegte, da scholl donnernder Beifall von allen Seiten des Hauses, und einstimmig wurden die ersten Kriegsforderungen bewilligt. **D a m a l s w a r D e u t s c h l a n d e i n i g.**

So begann der größte Krieg der Weltgeschichte, der so gewaltige Veränderungen in Europa hervorbringen und unserem Vaterlande so un-

sagbar Schweres bringen sollte. Bethmann-Hollweg hatte auch darauf hingewiesen, daß wir genötigt seien, in Belgien einzumarschieren. Denn wir hatten bestimmte Nachricht, daß sich französische Truppen an der belgischen Grenze sammelten. Wie Friedrich der Große einst, um den übermächtigen Feinden zuvorzukommen, in Sachsen einrückte, so mußten wir es mit Belgien machen. Bethmann-Hollweg hat ganz offen gesagt, daß wir damit ein Unrecht tun; aber die Not trieb uns dazu. Das war vielleicht politisch nicht klug, aber es war ehrlich und aufrichtig. Aber wie ist dies Wort gegen uns ausgenützt worden, auch von den Neutralen! Hätten sie nicht sagen sollen: „Gott sei Dank! Endlich einmal ein Staatsmann, der die Wahrheit sagt! Die andern lügen alle!“ Aber nein: sie haben nicht aufgehört Steine auf uns zu werfen wegen des Bruchs der Neutralität Belgiens, während die Feinde duzendmal die Neutralität anderer Staaten brachen, aber es hernach mit Lügen zudeckten. Die Belgier, die längst mit den Franzosen unter einer Decke stafen, haben nicht bloß ihr Heer mobil gemacht, sondern auch unter die bürgerliche Bevölkerung Waffen ausgeteilt, so daß sofort ein erbitterter Krieg begann.

Wir hatten gehofft, Japan würde Rußland in den Rücken fallen oder doch mindestens neutral bleiben. Aber Japan verlangte vielmehr von Deutschland, es möge sein Schutzgebiet Kiautschou ihm übergeben. Da das nicht geschah, hatten wir Krieg auch mit Japan. Wie war das gekommen? Es war die üble Frucht unseres Verhaltens gegen Japan beim Frieden von Schimonoseki. So hatten wir schon sieben Feinde: Frankreich, Rußland, England, Japan, Belgien, Serbien, Montenegro. Und auf unserer Seite nur Österreich-Ungarn! Denn Italien hatte erklärt, daß es neutral bleibe. Aber man konnte diesem Bundesgenossen von Anfang an nicht recht trauen, und die Österreicher mußten starke Streitkräfte an der italienischen Grenze stehen lassen.

2. Der Verlauf des Weltkriegs.

Das Jahr 1914.

Der Plan der Heeresleitung war, die Franzosen zu überrennen und die Russen, die lange zu ihrer Mobilmachung brauchen würden, aufzuhalten. An der Spitze der Heeresleitung stand Generaloberst von Moltke, ein Neffe des alten Moltke. Das ganze deutsche Volk erhob sich wie ein Mann ohne Unterschied der Partei; und ehe noch die Mobilmachung fertig war, ward die starke Festung Lüttich am 7. August genommen; sehr schwere Geschütze, die 42 cm-Mörser, hatten in den

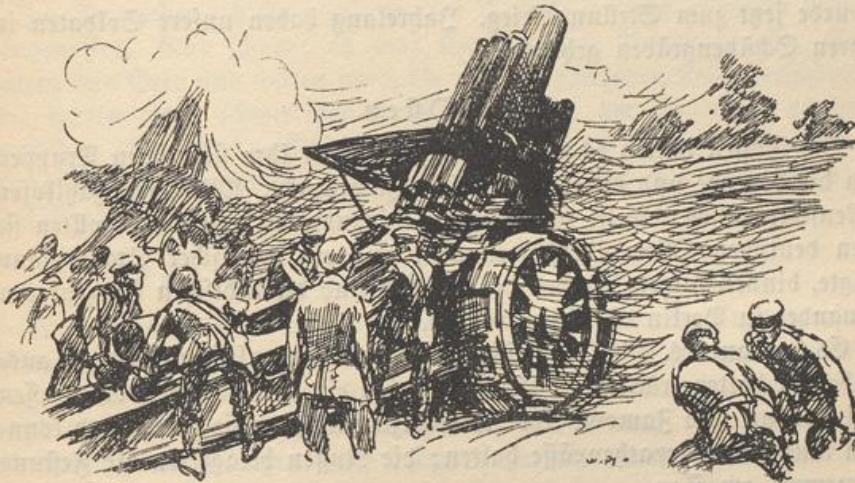
starken Festungswerken alles zermalmt. Aber auch die Franzosen waren im Oberelsaß bei Mühlhausen und in Lothringen eingedrungen, wurden aber bald wieder hinausgeworfen.

Mitte August war der deutsche Aufmarsch vollendet. Sieben Armeen standen an den Vogesen und der belgisch-französischen Grenze dem Feind gegenüber. Die Führer waren, vom Westen an gerechnet, die Generalobersten Kluck, Bülow, Hausen, Herzog Albrecht von Württemberg, der deutsche Kronprinz, Kronprinz Rupprecht von Bayern, Heeringen. Auf französischer Seite war der Höchstkommandierende General Joffre, und die Engländer hatten ein Hilfskorps unter General French geschickt.

Belgien war rasch überwältigt und die Hauptstadt Brüssel genommen. Die ganze Heeresmacht wandte sich gegen Frankreich. In gewaltigen, sehr verlustreichen Kämpfen wurden die Franzosen aus Lothringen hinausgeworfen, bei Longwy, am Semois, bei Sedan, bei Maubeuge, die Engländer bei St. Quentin geschlagen. Eine Reihe von Festungen, vor allem das belgische Namur und das französische Maubeuge fielen in unsere Hand. Am 3. September schon streiften Klucks Reiter in der Nähe von Paris; die französische Regierung floh Hals über Kopf nach Bordeaux. Nur an der Vogesengrenze ging's langsam vorwärts; das Gebirge und die starken Festungen Verdun, Toul, Nancy schoben einen starken Niegel vor.

Unter dem Eindruck der großen deutschen Siege und der Verwüstungen, die ein neuzeitlicher Krieg über ein Land bringt, regten sich in Frankreich Friedensstimmen. Aber die Engländer waren dagegen; sie sollen sogar dem Bundesgenossen mit Beschießung der französischen Küste gedroht haben. Und noch einer wandte sich gegen einen baldigen Frieden. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson, hat immer den Friedensmann gespielt und von Kriegsbeginn an in den Kirchen für den Frieden beten lassen. Das hat ihn aber nicht gehindert zuzulassen, daß von Amerika aus unsern Feinden unglaubliche Mengen von Munition geliefert wurden. Wie nun aber die französische Regierung nach Bordeaux floh, erschien der neue amerikanische Gesandte Sharp daselbst; in seiner Begleitung war der frühere Gesandte Bacon und der bisherige Gesandte Herrick. Diese Herren beschworen die französische Regierung, doch ja keinen Frieden zu machen und versicherten, daß Amerika sie nicht stecken lassen werde. Einer der Herren sagte: „Es gibt in Amerika 50 000 Leute, die wissen, daß es unvermeidlich ist ohne Verzug in den Krieg an Ihrer Seite einzutreten. Aber es gibt 100 Millionen Amerikaner, denen dieser Gedanke fremd ist. Unser Zweck ist, diese Zahlen in ihr

Gegenteil zu verkehren und die 50 000 in 100 Millionen zu verwandeln.“ Von da an wurde mit einem ganz ungeheuren Geldaufwand in Amerika Stimmung gegen Deutschland gemacht. So hat der Friedensfreund Wilson schon im Herbst 1914 den Frieden verhindert. Die neun Millionen Menschenleben, die dieser Krieg von da an gekostet hat, hat dieser Friedensfreund auf dem Gewissen. —



Schwere Artillerie.

Diese Dinge erzählt uns ein Franzose, der frühere französische Minister des Auswärtigen G. Hanotaux.

Das Kriegsglück wandte sich. Die deutschen Heere waren bis zur Marne vorgedrungen. Der Nachschub wurde immer schwieriger. Die Franzosen konnten neue Truppen ins Feld führen; denn die Italiener, unsere treulosen Bundesgenossen, hatten mit ihnen geheime Abmachungen getroffen, so daß sie ihre Truppen von der Alpengrenze wegzuziehen und gegen die Deutschen verwenden konnten. Die deutsche Heeresleitung dagegen mußte Truppen nach Osten gegen die Russen schicken. So kam die zweite deutsche Armee ins Gedränge. In der Obersten Heeresleitung verlor man den Kopf und befahl den Rückzug, obschon Kluck im Begriff war, den Engländern einen tödlichen Schlag beizubringen. Franzosen und Engländer suchten Kluck mit überlegenen Kräften zu überflügeln; er aber wußte seinen rechten Flügel immer mehr auszuweiten bis ans Meer bei Ostende. So bildete das deutsche Heer eine zusammenhängende Linie von Ostende bis zur Schweizer Grenze; aber das Über-

rennen der Franzosen war mißlungen. Bei Ypern versuchten die Engländer die deutschen Linien zu durchbrechen. Es gelang nicht; aber diese Kämpfe haben entsetzlich viel deutsches Blut gekostet. Eines der neugebildeten Regimenter, bestehend aus jungen Leuten, meist Studenten, hat damals unter Gesang des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ Langemarck gestürmt.

Antwerpen, eine der stärksten Festungen der Welt, war von General Veseler im Oktober in wenig Tagen genommen worden. Aber der Krieg wurde jetzt zum Stellungskrieg. Jahrelang haben unsere Soldaten in ihren Schützengräben gehaust.

I m O s t e n .

Die Russen hatten schon im Frühjahr 1914 ihre sibirischen Truppen an die deutsche und österreichische Grenze gebracht. Mit ihren zahllosen Menschenmassen, die sie schonungslos hinzuopfern pflegten, wollten sie den deutschen Osten überschwemmen, und ein englischer Staatsmann sagte, binnen kurzem werden die Kosaken und die indischen Lanzenreiter einander in Berlin die Hand reichen.

Es kam anders. Die Österreicher, die den ersten russischen Anprall auszuhalten hatten, rückten in Russisch-Polen ein und schlugen die Russen bei Krasnik und Zamosk. Aber in Galizien mußten sie zurück und konnten kaum die Karpathenpässe halten; die Russen belagerten die Festung Przemyśl am San.

Auch die schwachen deutschen Kräfte mußten zurück und den Russen einen großen Teil Ostpreußens überlassen. Diese haben dort viehisch gehaust, Männer erschossen und gemartert, Frauen und Kinder zu Tode gequält, Städte und Dörfer ohne Not niedergebrannt. Da berief der Kaiser den Generalobersten von Hindenburg zum Oberbefehlshaber im Osten und gab ihm den General Ludendorff als Generalstabschef bei. Nach ein paar Tagen kam die Nachricht, daß Hindenburg bei T a n n e n b e r g die russische Narewarmee völlig geschlagen habe. Sein Heer stand einer dreifachen Übermacht gegenüber. Der Verlust der Russen an Toten und Verwundeten war ungeheuer; dazu wurden fast 100 000 Gefangene gemacht (28. bis 30. August). Und vierzehn Tage darauf bereitete er der andern russischen Armee bei A n g e r b u r g dasselbe Schicksal. Ostpreußen war vom Feinde befreit. Unter fortwährenden Kämpfen ging's weiter gegen Osten auf Warschau los. Aber nun setzte sich aus dem Festungsdreieck Warschau-Zwangorod-Brest eine unabsehbare russische Masse — 1½ Millionen — gegen ihn in Bewegung. Da zog er sich zurück, zerstörte hinter sich Straßen und Eisenbahnen und sammelte seine Hauptmacht um Hohenfalza bei Thorn. Von dort stieß er dem russischen

Heere, das sich gegen Süden nach Krakau in Bewegung setzte, in die Flanke, schlug die Feinde gänzlich bei Wloclawek, Kutno, Lodz und nahm ihnen 135 000 Gefangene ab. Die russischen Massen fluteten auf Warschau zurück.

Im Südosten.

In Serbien wurden die Österreicher nach anfänglichen Erfolgen geschlagen und mußten sich auf den Grenzschutz beschränken.

Im November erhielten wir in den T ü r k e n einen weiteren Bundesgenossen. Nur schade: es war ein schwacher Bundesgenosse. Sie hatten kein Geld und waren durch die vorhergegangenen Kriege erschöpft. Sie hatten einen schwierigen Kriegsschauplatz: am Kaukasus, an der persischen Grenze, in Mesopotamien und in Palästina. Auf allen Kriegsschauplätzen hatten sie zunächst Erfolge und rückten sogar von Palästina aus gegen den Suezkanal vor.

Kämpfe zur See und in den Kolonien.

Den Engländern gelang es gleich am Anfang, uns von der überseeischen Zufuhr abzuschneiden. Einem ganzen Lande die Lebensmittel abzuschneiden, also die Zivilbevölkerung auszuhungern, ist zwar völkerrechtlich verboten; allein die Engländer haben nach dem Völkerrecht niemals etwas gefragt. Auch pflegten sie alle neutralen Schiffe anzuhalten und sämtliche Deutschen, die sich auf ihnen befanden, gefangen zu nehmen. Das war Neutralitätsbruch so gut wie in Belgien; aber das war den Engländern gleichgültig. (Erster Neutralitätsbruch.)

Am 29. August drangen die Engländer mit übermächtigen Kräften in die deutsche Bucht bei Helgoland vor, und es gelang ihnen drei kleine deutsche Kreuzer samt einem Torpedoboot zum Sinken zu bringen. Aber am 22. September bohrte ein deutsches Unterseeboot unter Kapitänleutnant Weddigen die drei englischen Panzerkreuzer Abufir, Hogue und Cressy in den Grund.

Unsere Auslandskreuzer fügten zunächst dem feindlichen Handel unermesslichen Schaden zu, indem sie ein Handelsschiff um das andere wegnahmen. Eine ganze Flotte mußten die Engländer aufbieten, um den Kreuzer Emden an der Indischen Küste zu vernichten; endlich gelang es einem australischen Panzerkreuzer. Ähnlich ging's dem Kreuzer Königsberg, der in Ostafrika zusammengeschossen wurde.

Es blieb noch die Auslandsflotte unter dem Admiral Grafen von Spee übrig, bestehend aus den fünf Kreuzern Gneisenau, Scharnhorst, Nürnberg, Leipzig, Dresden. Mit vier von ihnen hat Spee ein englisches Geschwader an der chilenischen Küste vernichtend geschlagen. Eine

ungeheure Macht, bestehend aus 43 englischen, japanischen und australischen Schiffen, mußten die Feinde aufbieten, um Jagd auf die vier Kreuzer zu machen. Bei den Falklandsinseln wurden sie ereilt. Dort fand Graf Spee mit seinen beiden Söhnen und der ganzen Besatzung den Tod, und alle seine Schiffe fanden ihr Grab in der See. Der letzte Kreuzer Dresden wurde bald darauf in neutralen Gewässern von den Engländern in Brand geschossen und vernichtet. (Zweiter Neutralitätsbruch.) Die Flotte hatte ihren ersten Kampf ruhmreich bestanden; überall, wo sie den Engländern mit gleichen oder nicht allzu schwachen Kräften gegenüberstand, hatte sie den Sieg behalten.

In den Kongoakten war ausdrücklich ausgemacht worden, daß Kriege unter europäischen Großmächten nicht auf die Kolonien übertragen werden sollten. Das war von Frankreich und England feierlich anerkannt worden. Dennoch haben beide Mächte vom ersten Tag an den Krieg auf die Kolonien übertragen. Togo fiel in die Hand der Engländer, Kamerun wurde von Engländern und Franzosen genommen. Südwestafrika hat General Botha, der im Burenkrieg nach Deutschland gekommen und überall mit größter Teilnahme aufgenommen worden war, mit überwältigender Übermacht angegriffen und nach heldenmütiger Gegenwehr überwältigt. Deutschostafrika hat sich am längsten gehalten. Unter Führung des Generals Lettow-Vorbeck hat es gegen eine ganz unglaubliche Übermacht von Belgiern, Portugiesen und einem großen Burenheer unter General Smuts jahrelang standgehalten. Ein Häuflein weißer Truppen war's, unterstützt von ein paar tausend Schwarzen, die mit rührender Treue an den Deutschen hingen. Abgeschnitten von aller Welt haben diese Leute dem Feinde eine Niederlage um die andere beigebracht. Schließlich sind sie durch die gewaltige Übermacht genötigt worden, auf portugiesisches Gebiet überzutreten. Aber sie haben erst die Waffen gestreckt, als das Mutterland auch besiegt war.

Unsere Kolonien in der Südsee: Neuguinea, Samoa, die Marschallinseln, Karolinen usw. wurden gleich am Anfang des Kriegs eine Beute der Japaner und Australier.

Unsere Kolonie Kiautschou mit der Hauptstadt Tsingtau hat sich aufstapferste gewehrt, bis sie der Übermacht erlag. Engländer und Japaner sind zu diesem Zweck durch das neutrale China marschiert. (Dritter Neutralitätsbruch.)

Überall wurde von unsern Feinden gegen die wehr- und harmlose bürgerliche Bevölkerung Krieg geführt. Kaufleute, Missionare mit Weib und Kind wurden in den Kolonien gefangen genommen, meist vorher ausgeplündert, Frauen und Kinder nach England und von dort

nach Deutschland befördert, die Männer gefangen gehalten. Ebenso in Frankreich, England, Rußland und allen Feindstaaten: sämtliche Deutschen wurden interniert und oft geradezu barbarisch behandelt. Das war bisher in Kriegen unter gebildeten Völkern nicht üblich gewesen; aber unsere Feinde, die angeblich die Zivilisation gegen die deutschen Barbaren verteidigen wollten, haben diesen rohen Brauch zuerst eingeführt.



Stellungskampf.

Das Jahr 1915.

Im Westen.

Der Krieg war zum Stellungskrieg geworden. Beide Parteien gruben sich immer tiefer in die Erde ein. Da hatten sie ihre Unterstände, das heißt unterirdische Behausungen, oft zehn bis zwölf Meter unter der Erde, mit Holzwänden und Decken verkleidet und oft mit Beton gedeckt, um geschützt zu sein gegen das feindliche Geschützfeuer. Vor den Unterständen zogen sich die Schützengräben hin und vor den Schützengräben allerlei Hindernisse, vor allem Verhaue aus Stacheldraht, um den Feind abzuhalten. Hinter der ersten Stellung war eine zweite, dritte, vierte und noch mehr. In manchen Gegenden war dieser Krieg mit ganz besonderen Hindernissen verknüpft: so in dem nassen, sumpfigen Flandern. Da konnte man nicht über einen halben Meter tief hinuntergraben, ohne auf Wasser zu stoßen. So mußte man in die Höhe bauen und mit Sandsäcken eine Schutzmauer aufwerfen. Und in den Schützengräben standen die Soldaten oft knietief im Wasser.

Da haben unsere Soldaten jahrelang gehaust. Oft war's ein wahrer Maulwurfkrieg; man grub Stollen bis unter die Stellungen des Feindes und suchte sie in die Luft zu sprengen. Kein Tag, der nicht seine Opfer forderte.

Für uns war's ungeheuer wichtig, daß wir diesen Teil von Frankreich besetzt hielten; denn es ist das Hauptindustriegebiet. Da sind die Kohlengruben von Lens, die Erzgruben von Briey und Longwy, die Webereien in Lille, Roubaix und Tourcoing. Überall wurden die Fabriken wieder in Gang gebracht, die Felder bestellt; alles mußte zusammenhelfen, um den Bedarf für das Heer zu beschaffen.

So lagen sich die Heere gegenüber Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr auf einer Strecke von 900 Kilometer. Die Engländer hatten zuerst nur 52 Kilometer besetzt; aber nach und nach sahen sie sich genötigt mehr Soldaten ins Feld zu stellen. Ja sie mußten sogar die allgemeine Wehrpflicht einführen. So besetzten sie einen immer größeren Teil der Front. Vor allem richteten sie sich in Calais, Dünkirchen und Boulogne häuslich ein und schalteten dort wie im eigenen Lande. Auch brachten sie eine Menge farbiger Truppen aus Indien und Afrika auf den Kriegsschauplatz: Sikhs und Gurkas, Neger, Fidschiinsulaner und Inder. Ebenso die Franzosen: nicht bloß wie schon 1870 Araber und Beduinen, sondern auch Schwarze vom Senegal und Kongo, Braune aus Marokko und Madagaskar und Gelbe aus Annam und Tonkin.

Der Krieg ging jahrelang hin mit Durchbruchversuchen der Franzosen und Engländer und Verteidigung der Deutschen. Die Gegner waren weit in der Überzahl: die Franzosen konnten ihr ganzes Heer mit vielen Tausenden von Schwarzen dazu verwenden, um nur einen Teil der Front zu halten und womöglich durchzubrechen. Die Engländer hatten in ungeheurer Überzahl den andern Teil der Front inne; dazu die Belgier und Portugiesen; denn England hatte auch Portugal genötigt, uns den Krieg zu erklären. An Geschützen, Munition, Gewehren, Flugzeugen und allem Kriegsbedarf hatten sie Überfluß; denn nicht bloß die englische und französische Industrie schaffte daran; sondern vor allem haben die Amerikaner ungeheure Mengen von Kriegslieferungen aller Art über das Weltmeer geschickt. — Wie ungünstig standen da gegen wir Deutsche da! Nur die Hälfte unserer Heeresmacht konnten wir im Westen verwenden; die andere Hälfte stand gegen Rußland im Felde. In Herstellung von Munition waren wir ganz auf uns selber angewiesen und konnten dazu keine Rohstoffe vom Auslande beziehen. So fehlte es anfangs an Salpeter; da hat man die Entdeckung gemacht, daß man aus der Luft, die uns umgibt, den Stickstoff herausziehen und zu Salpeter verwenden kann. Nun war geholfen. Auch sonst hat man

alle möglichen Ersatzstoffe hergestellt: Ersatz für Gummi, für Kupfer, für Baumwolle. Aber unsere Lage war schwierig. Und doch hatten wir manches voraus. Einmal die einheitliche Leitung! Im Oktober 1914 trat an die Stelle Moltkes der General von Falkenhayn. Dann unsere Truppen, die die neugebildeten englischen weit übertrafen. So standen sie drüben wie eine eiserne Mauer und hielten allen Angriffen stand.

Die Feinde arbeiteten ihren Durchbruchversuchen mit ungeheurem Geschützfeuer vor. Die Schüsse fielen so rasch aufeinander wie die Schläge der Trommel; daher Trommelfeuer. Und dann stürmte in ungeheuren Massen die Infanterie vor und suchte die unsrige zu überrennen. Oft wurden die stürmenden Massen schon mit Maschinengewehren zusammengeschoffen; oft kam's zu furchtbaren Nahkämpfen. Wohl gelang's da und dort unsere Stellungen etwas zurückzudrücken; aber ein Durchbruch gelang nirgends.

Von Mitte Februar bis März stießen die Franzosen in der Champagne vor. Dort wollte Joffre, wie er sagte, die deutschen Stellungen „abknabbern“. Fünffach war die Übermacht; aber die deutsche Stellung stand fest.

Südlich von Verdun waren wir Deutschen bei St. Mihiel über die Maas vorge drungen. Unsere Stellung bildete dort zwischen Verdun und Toul ein Dreieck. Dieses Dreieck wollte Joffre von beiden Seiten aus anpacken und wie mit einer Zange abtneifen. Im März und April spielten sich dort furchtbare Kämpfe ab; aber nichts wurde erreicht, ja bei einem deutschen Gegenstoß noch Gelände gewonnen.

Im Mai, Juni und Juli ging's zwischen Arras und la Bassée los. Wochenlange Vorstöße sollten dort einen Durchbruch möglich machen. Ein kleiner Landgewinn bei la Bassée, bezahlt mit ungeheuren Menschenopfern, war der ganze Erfolg.

Danebenher gingen heftige Kämpfe im Oberelsaß beim Hartmannsweiler Kopf und im Argonner Walde, wo die Württemberger Schwere aus gestanden haben.

Den größten Durchbruchversuch machten Engländer und Franzosen im September an zwei Stellen: die Engländer zwischen Ypern und Arras, die Franzosen in der Champagne von Reims bis Clermont. Sie wollten von beiden Punkten aus auf Brüssel losgehen, um Belgien zu gewinnen und an den Rhein zu kommen. 5000 Geschütze standen bereit, um die deutschen Stellungen zu zertrümmern; hinterher sollten Infanterie und Reitermassen die Deutschen überrennen. Über siebenzig Stunden dauerte das Trommelfeuer, und die Franzosen dachten: „Nun lebt nichts mehr in den deutschen Stellungen“ — und ließen ihre Infanteriemassen zum Sturm vorgehen. Aber hervor stürzten die deut-

schen Verteidiger und schossen sie mit Maschinengewehren jämmerlich zusammen. Bei Tahiré wäre beinahe ein Durchbruch geglückt; aber in letzter Stunde noch fingen Reserven den Stoß auf. So ging wohl an beiden Stellen ein Stück Gelände verloren, und auch die Verluste waren schwer; allein die Verluste des Gegners betragen mehr als das Fünffache. — Damit waren die großen Kriegshandlungen im Westen für dieses Jahr zu Ende.

Im Osten.

Im Osten galt's eine ungeheure Grenze zu halten. Von Memel durch Polen, Galizien, die Bukowina bis zur rumänischen Grenze. Das sind 2000 Kilometer! Und nirgends ein natürlicher Grenzschutz durch Gebirge und große Flüsse. So war's kein Wunder, daß die Russen immer wieder nach Ostpreußen hereindrängten, bis ihnen Hindenburg das Handwerk gründlich legte.

Die Russen haben anfangs 1915 Ostpreußen bis zu den großen Seen und der Angerapp wieder besetzt. Gegen ein russisches Heer von 200 000 Mann stand nur das Armeekorps des Generals von Below. Aber Hindenburg kam über sie. Unter General Eichhorn sammelte sich ein neues Heer. Zwischen Johannesburg und Pilsfallen wurden die Russen gefaßt und in achttägigen Kämpfen vom 7. bis 14. Februar aus Ostpreußen wieder hinausgeworfen. 100 000 Gefangene und 300 Geschütze wurden ihnen abgenommen, und die Zahl der Toten und Verwundeten ging ins Ungeheure. Die russische Armee unter Sievers war vernichtet. Das war die *Winterschlacht in Masuren*.

Die Österreicher hatten in Galizien einen schweren Stand. Sie mußten die Bukowina räumen; ein Karpathenpaß um den andern fiel in russische Hände. Schon drangen Russen in die ungarische Tiefebene vor. Aber nun kam den Österreichern Hilfe durch deutsche Truppen unter General von Linington. Sie gingen von Ungarn aus zum Angriff vor, drängten unter unfäglichen Schwierigkeiten die Russen über die Karpathen zurück, befreiten die Bukowina mit der Hauptstadt Czernowitz und drangen in Ostgalizien ein. Aber am 22. März fiel Przemyśl in die Hand der Russen, die nun die frei werdenden Kräfte aufs neue gegen die Karpathen führten. Am 4. Mai eilte die Kunde durch Deutschland, daß eine große Schlacht in Galizien gewonnen sei. Durch Posen und Schlesien hindurch hatte Hindenburg, unbemerkt vom Feinde, ein mächtiges Heer unter Mackensen an den Dunajez heranzuführen lassen. Dort eröffneten am 2. Mai morgens 1500 schwere Geschütze ein verheerendes Feuer gegen die russischen Stellungen. Nach vier Stunden trat die Infanterie zum Sturm an. Die Russen flohen, und die verbündete In-

fanterie überrannte nach und nach sieben russische Stellungen. Jetzt gab's bei den Russen kein Halten mehr. In raschem Siegeslauf gelangte Mackensens Heer, immer die Russen vor sich hertreibend und Hunderttausende von Gefangene machend, bis an den San, und am 2. Juni fiel Przemysl wieder in die Hand der verbündeten Truppen. Jetzt mußte auch die russische Karpathenarmee weichen. Fünf deutsche und österreichische Heere standen auf der Südseite der Karpathen; diese drängten die Russen vor sich her nach Galizien hinunter. Ein Fluß um den andern ward überschritten; am 22. Juni ward Lemberg befreit, nachdem es dreiviertel Jahr unter russischer Herrschaft gestanden hatte. Die Heere gelangten bis zur Plota Lipa; dort machten sie halt.

Jetzt aber zog sich über Polen ein schweres Ungewitter zusammen. Im April wurde ein Einfall in Kurland gemacht: Schaulen und der Hafen Libau wurde genommen und gegen Kowno vorgestoßen. Schon im Februar war General Gallwitz bis Praßnysch vorgerückt und hatte dort standzuhalten, bis größere Unternehmungen möglich waren. Die Russen warfen ungeheure Kräfte gegen ihn; aber die tapferen Truppen, darunter auch eine württembergische Division, hielten stand. Am 11. Juli wurde Praßnysch genommen, am 23. Pultusk und Koshan, dann Ostrolenka und Lomscha, alle am Narew gelegen. Jetzt griff die westlich von Warschau stehende Hauptarmee unter dem Prinzen Leopold von Bayern mit einem Teil ihrer Kräfte unter Beseler die Festung Neu-Georgiewsk an. Vorher aber ging's gegen Warschau. Die Weichsel ward überschritten, am 4. August Zwangorod und am 5. Warschau vom Prinzen Leopold eingenommen. Aber Neu-Georgiewsk war die stärkste Festung mit zahlreichen Außenwerken und 90—100 000 Mann Besatzung. Am 6. und 7. August fielen die Vorwerke in deutsche Hand. Die Festung selbst fiel nach starker Beschießung am 19. August. 84 000 Mann wurden gefangen, 1640 Geschütze erbeutet. Die Belagerungsarmee hatte nur 50 000 Mann gezählt. Das war unerhört in der Weltgeschichte. Und noch gab's kein Halten. Von Süden drängten die Heere Mackensens und des österreichischen Erzherzogs Josef Ferdinand nach Norden, von Norden her Gallwitz und Scholz nach Süden. Die Mitte unter dem Prinzen Leopold, Boyrsch und dem Ungarn Köves hielt zurück, und den Russen drohte die Gefahr einer ungeheuren Umklammerung. Schnelligst entzogen sie sich durch eiligste Flucht nach Osten. Brest-Litowsk, vorher von den Russen in Brand gesteckt, fiel am 26. August in die Hand der vereinigten Kräfte Mackensens, Köves und Linsingens.

Und nun ging's weiter nach Osten. In Galizien rückten die Österreicher unter Pflanzer-Baltin und ein deutsches Heer unter Bothmer über die Strypa bis an den Sereth vor; ein anderes österreichisches Heer

rückte in Wolhynien vor und nahm Luzk und Dubno. Gegen Norden ging der Vormarsch über den Styr und bis nach Pinsk. Die Festung Grodno wurde genommen, ebenso Kowno und Wilna, während General von Below ganz Kurland eroberte und bis zur Düna vorrückte.

Überaus Großes war hier geschehen. Teile von Rußland, die an Größe dem halben Deutschen Reiche gleichkamen, mit einer Bevölkerung von 25 Millionen waren in unsere Hand gefallen, Deutschland gegen weitere russische Einfälle gesichert und Duzende von Festungen erobert. Ein weiteres Vorrücken gegen Osten wäre Torheit gewesen, zumal im Winter. Daher wurde auch hier der Krieg zum Stellungskrieg. Vom Rigaischen Meerbusen links von der Düna zog sich unsere Stellung bis gegenüber Dünaburg und von da in gerader Linie bis zum Pruth. Das war das Ergebnis des Jahres 1915 im Osten.

Krieg mit Italien.

Italien hat seit seinem Eintritt in den Dreibund im Jahr 1882 nur Nutzen vom Bündnis haben, aber nichts leisten wollen. Seit geraumer Zeit hatte es sich unsern Feinden genähert: so im Maroffhandel, so im Tripoliskrieg, der auf Abmachung mit England und Frankreich beruhte. Gegen Österreich war schon längst bitterer Haß. Das Adriatische Meer mit Triest und der dalmatinischen Küste sahen die Italiener als ihr Meer an; ebenso sahen sie Südtirol bis nach Trient als italienisches Gebiet an. Mit welchem Recht? vermochten sie nicht zu sagen. Sie behaupteten aber, die dortigen Italiener seufzen schon lange unter österreichischer Herrschaft, und Italien müsse sie erlösen. Sie nannten dies ganze Gebiet Irredenta, das heißt unerlöstes Gebiet. Daß dort auch sehr viele Deutsche, auch Slowenen leben, darnach fragten sie nicht. — Schon bei Beginn des Weltkriegs waren wir erstaunt darüber, daß Italien seiner Bündnispflicht nicht genügte, sondern neutral blieb. Aber für unmöglich hätten wir den Übertritt Italiens auf seiten unserer Feinde angesehen. Aber es kam doch so. Das war nur im „falschen Weltchland“ möglich.

Die Gesandten unserer Feinde haben schon von Beginn des Kriegs an mächtig gearbeitet, um Italien auf ihre Seite zu ziehen. Alle Zeitungen, alle einflußreichen Abgeordneten und Staatsmänner wurden bestochen. Deutschland schickte den früheren Reichskanzler Bülow als Gesandten nach Italien. Der gab sich alle erdenkliche Mühe, und es gelang ihm wenigstens eines: die Kriegserklärung so lange hinauszuziehen, bis der Durchbruch in Galizien geschehen war. Die Österreicher erboten sich, an Italien das Land westlich vom Isonzo abzutreten und ihm wesentliche Zugeständnisse in Triest und in Albanien zu machen.

Aber sie wollten nicht. Am 23. Mai 1915 hat Italien an Österreich-Ungarn den Krieg erklärt. Es war der schwärzeste Verrat der Weltgeschichte.

Die Italiener hatten sich's leicht gedacht, nach Wien zu kommen. Aber zwischen Wien und Oberitalien liegen die Alpen, und die Österreicher hatten die Alpenübergänge trefflich besetzt. Dazu hatten sie an der italienischen Grenze ihre besten Truppen stehen: Tiroler, Steiermärker, Kärntner, Deutschböhmern.

Es kamen drei Kampfgebiete in Betracht: erstens das „unerlöste Südtirol“, zweitens das Alpenland gegen Kärnten hin, drittens das Küstenland am Isonzo. Auf den ersten beiden Gebieten gab's nur Kämpfe kleinerer Art.

Anders am Isonzo. Dort wollten sie Görz und Monfalcone erobern, von jenem aus Laibach und von diesem aus Triest erreichen. Der italienische Heerführer Cadorna warf seine Hauptmacht dorthin. Am 29. Juni begann's. Mit 150 000 Mann stürmten sie acht Tage lang gegen die österreichischen Stellungen an. 40 000 Mann ließen sie liegen und erreichten nichts. Mit größeren Massen kamen sie wieder und stürmten mit 250 000 Mann 19 Tage lang. 100 000 Mann gingen verloren; aber kein Erfolg. Ende Oktober und den ganzen November hindurch erneuerte sich das alte Spiel mit demselben Ende. Nach dem ersten Halbjahr des Krieges hatten die Italiener 500 000 Mann an Toten und Verwundeten verloren, aber ohne Gewinn.

Der Balkan.

Die Engländer stimmten jetzt den russischen Plänen betreffend Konstantinopel und die Meerengen zu. Denn sie selbst gedachten am türkischen Reiche noch ganz andere Eroberungen zu machen. Arabien, Syrien, Palästina, Mesopotamien, dazu Südpersien — dann hatten sie die Landbrücke zwischen ihren afrikanischen und asiatischen Besitzungen und konnten den Russen Konstantinopel wohl lassen. Jedenfalls aber wollten sie dafür sorgen, daß die Russen ihnen dort nichts schaden könnten. Zunächst mußten die Russen durch die Aussicht auf Konstantinopel bei guter Stimmung erhalten werden. Auch war's den Engländern sehr erwünscht, wenn die Türken an den Dardanellen beschäftigt wurden; dann konnten sie ihnen am Suezkanal nicht so gefährlich werden.

So ging's auf die Dardanellen los. Zunächst besetzten die Engländer die griechischen Inseln Lemnos, Imbros, Tenedos. Das ist zwar Neutralitätsbruch so gut wie der deutsche Einmarsch in Belgien; aber wenn's der Engländer tut, ist's etwas ganz anderes als wenn's der Deutsche

tut (vierter Neutralitätsbruch). Und nun ging's zur See auf die Dardanellen los. Französische und englische Kriegsschiffe fuhren ein und versuchten, die türkischen Befestigungen zusammenzuschießen. Aber am 8. März wurden von den Türken vier große französische und englische Kriegsschiffe in den Grund geschossen. Nun versuchten sie's auf andere Weise, vom Land her. Wie, wenn man ein anderes Volk hinschicken und sich selbst im Hintertreffen halten könnte? Sie versuchen's bei den Griechen; aber König Konstantin lehnt ab. Sie versuchen's bei den Bulgaren; aber die wollen doch nicht den Russen Konstantinopel verschaffen! Sie versuchen's bei den Italienern; aber die brauchen ihre Leute in Italien. So holen sie aus ihren eigenen Kolonien Inder, Neuseeländer, Kanadier, Australier, dazu müssen die Franzosen helfen mit Senegalnegern — und dies buntscheckige Heer soll auf der Halbinsel Gallipoli angreifen. Sie landen an der Südspitze, die Engländer von Westen, die Franzosen von Osten. Sie stürmen vom 6. bis 8. Mai nach furchtbarer Beschießung; aber sie müssen abziehen. Zugleich sind deutsche Uboote dort tätig und versenken drei große englische Kriegsschiffe. — Nun schickt der englische Kriegsminister Kitchener ein neues Heer von 100 000 Mann, das soll weiter nördlich angreifen. Es landet auf der Westseite an der Suvlabucht. Es waren meist Australier, Kanadier und Inder. Im August begannen sie zu stürmen; allein sie wurden geschlagen und mußten zurück. Ungeheure Opfer kostete dies Unternehmen; die Engländer selbst geben sie auf 100 000 Mann an. Da beschloßen sie das Unternehmen abzubrechen und das Heer nach Saloniki zu befördern. Das ist zwar neutral (griechisch); aber darnach fragen Franzosen und Engländer nichts (fünfter Neutralitätsbruch). Dadurch hofften sie, auch die Balkanstaaten auf ihre Seite bringen zu können. Aber die Bulgaren stellten sich auf seiten der Mittelmächte und schlossen mit ihnen ein Bündnis; Griechenland aber erklärte wieder seine Neutralität.

Dazu kam eine Gefahr vom Norden her. Es war schon lang bedenklich gewesen, daß wir keine unmittelbare Verbindung mit der Türkei hatten. Wir konnten ihnen keine Munition liefern, da Rumänien die Durchfahrt verwehrte. So kam's zum Feldzug gegen Serbien.

Im Herbst 1915 sammelte sich unter Mackensen ein großes, trefflich ausgerüstetes Heer in Südungarn, und vom Osten rückten die Bulgaren heran. Ein deutsches und ein österreichisches Heer stand unter Mackensens Oberbefehl. Am 7. Oktober ward die Save und die Donau an mehreren Stellen überschritten. Schon am 8. und 9. Oktober fiel Belgrad, gleich darauf Semendria und Passarowitz in die Hände der Verbündeten. Und nun ging's Schlag auf Schlag vorwärts trotz den Hindernissen, die das gebirgige Gelände, die trostlosen Wege, der hartnäckige Widerstand der

Serben bereiteten. Die Österreicher rückten westlich, die Deutschen östlich von der Morawa vor, die Bulgaren kamen von Osten her. Am 5. November fiel Nisch, die alte Hauptstadt Serbiens und mit ihr die Eisenbahnverbindung mit Bulgarien und der Türkei in unsere Hand. Die Serben flüchteten nach Westen. Dort auf dem Amselfelde, westlich von Mitrowiza stellten sie sich zur letzten Gegenwehr. Es ward eine vernichtende Niederlage. König Peter entfloh, ganz Serbien bis zur Stadt Monastir fiel in die Hand der Mittelmächte.

Auch Montenegro wurde von seinem Schicksal ereilt. Die Österreicher nahmen nach und nach das ganze Land ein, und das ganze montenegrinische Heer streckte im Januar 1916 die Waffen. König Nikita floh und mußte bei seinen Bundesgenossen das Gnadenbrot essen. Gern hätte er Frieden geschlossen; aber er durfte nicht. Die Österreicher besetzten ganz Nordalbanien samt dem Hafen Durazzo. Die Italiener dagegen hatten sich schon zu Beginn des Krieges des Hafens von Valona bemächtigt.

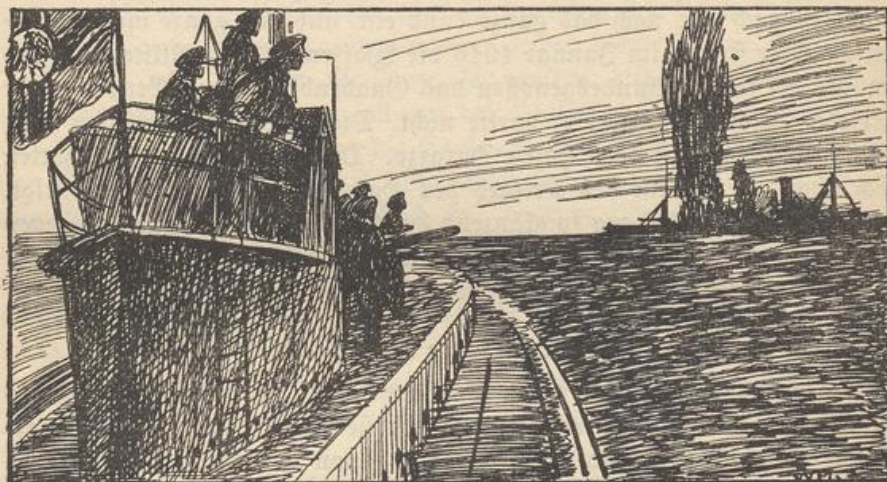
Selten ist ein Feldzug so glänzend durchgeführt worden wie der gegen Serbien. Die Verbindung mit der Türkei war hergestellt; man konnte Nachschub bringen bis nach Mesopotamien und Palästina.

Ergebnisse zur See.

Unsere schärfste Waffe gegen England waren unsere Uboote, die so verbessert und ausgestaltet wurden, daß sie monatelang vom Heimathafen fern bleiben und viele Tausende von Kilometern zurücklegen konnten. Aus Furcht vor den Ubooten zogen die Engländer ihre Kriegsschiffe in den Hafen von Plymouth und noch weiter gegen Westen zurück. Und als am 1. Januar 1915 das große englische Kriegsschiff *Formidable* torpediert wurde und unterging, zog sich die englische Flotte in die Irische See und noch später in die Bucht von Scapa Flow auf den Orkneyinseln zurück. Dann und wann machten ein paar Schiffe einen Vorstoß; so am 24. Januar 1915 nordwestlich von Helgoland, bei dem die Engländer drei große Schiffe, vier den kleinen Kreuzer *Blücher* verloren.

Am 18. Februar 1915 erklärte Deutschland das Gebiet um England herum zum Kriegsgebiet; die neutralen Schiffe wurden aufgefordert, sich außerhalb dieses Gebietes zu bewegen. Es war unsere Notwehr gegen die völkerrechtswidrige Abschneidung der Lebensmittelzufuhr durch England. Daraufhin empfahl England seinen Schiffen, neutrale Flaggen zu führen; auch wurden die Handelsschiffe bewaffnet und angewiesen, die Uboote zu überfahren. Von da an wurden englische und andere feindliche Handelsschiffe in den Grund gebohrt, und durch den Flaggenbetrug kamen manchmal auch neutrale Schiffe zu Schaden.

Am 7. Mai 1915 kam der 30 000 Tonnen große englische Passagierdampfer *Lusitania* von einer Fahrt nach Amerika zurück. Er war längst als Hilfskreuzer eingetragen und daher als Kriegsschiff anzusehen. Er hatte schon mehrmals Munition von Amerika nach England gebracht und war auch diesmal mit solcher vollgeladen und bewaffnet. Deswegen konnte von einer Warnung dieses Schiffes wie bei den Handelsschiffen nicht die Rede sein. Trotzdem befand sich eine Menge von Passagieren, darunter amerikanische Millionäre, an Bord. Vor der Abfahrt hatte der



Ein Unterseeboot versenkt ein feindliches Frachtschiff.

deutsche Gesandte ausdrücklich in den Zeitungen vor dem Mitfahren warnen lassen; er wurde ausgelacht. Aber an der Südküste von Irland wurde das Schiff von seinem Schicksal ereilt; ein deutsches Uboot feuerte einen Torpedo auf das Schiff ab. Wenige Minuten nach der Explosion des Torpedos erfolgte im Innern des Schiffes eine zweite Explosion der großen Munitionsmengen — und das Riesenschiff sank. Hunderte von Fahrgästen, Amerikaner und Engländer, darunter der amerikanische Millionär Vanderbilt, fanden ihren Tod in den Wellen. Das Schiff hatte sein Schicksal zehnfach verdient; und für den Tod der Fahrgäste waren die Schiffseigentümer verantwortlich, die entgegen allen Gesetzen und trotz allen Warnungen in ein Munitionsschiff Fahrgäste aufgenommen hatten.

Nun war überall ein Zetergeschrei über die deutschen Barbaren. In London, Liverpool, ja in Kapstadt und Johannesburg kam es zu wüsten Ausschreitungen des Straßenpöbels gegen die Deutschen: deutsche Ge-

schäfte wurden geplündert, deutsche Häuser zerstört, Deutsche am Leben bedroht. Am meisten wurde in Amerika gegen die Deutschen gehetzt. Präsident Wilson schickte eine geharnischte Note und wollte die deutsche Regierung wegen der Gefährdung des Lebens amerikanischer Bürger zur Rechenschaft ziehen. Die deutsche Regierung hielt ihm vergebens entgegen, daß die *Lusitania* ein englischer Hilfskreuzer, daß sie bewaffnet und mit Munition vollgeladen gewesen sei. Es half nichts; er war ja von Anfang an entschlossen, den Engländern zu helfen. Aber von da an lief die deutsche Regierung bei jeder Versenkung Gefahr, in einen Streit mit Amerika verwickelt zu werden. — Später, nach dem Kriege wurde durch Urteil eines amerikanischen Gerichtshofs ausdrücklich festgestellt, daß das Schiff in der Tat eine Menge von Munition an Bord gehabt hatte. Aber Wilson suchte Handel um jeden Preis.

Zunächst ging der Ubootkrieg weiter; doch mit allerlei Vorsichtsmaßregeln und Erschwerungen.

Große Überraschung entstand, als deutsche Uboote auch im Mittelmeer auftauchten. Zuerst glaubte man, sie seien, in ihre Teile zerlegt, mit der Bahn in einen österreichischen oder türkischen Hasen gebracht worden. Sie waren aber tatsächlich zur See gekommen und machten von da an unsern Feinden im Mittelmeer viel zu schaffen, während die englischen Uboote entfernt nicht den Wettbewerb mit den unsrigen aufnehmen konnten.

Auch der Luftkrieg machte den Engländern viel zu schaffen. Graf Zeppelin hatte das lenkbare Luftschiff erfunden und alles daran gesetzt es zu vervollkommen. Die Zeppeline sind oft genug nach London, Hull, Grimsby, Dover und andern Küstenplätzen, ja weit hinein ins Land gekommen, haben militärische und industrielle Anlagen beschossen und großen Schaden angerichtet. England fühlte sich nicht mehr sicher auf seiner Insel. — Aber auch unsere Feinde haben oft genug deutsche friedliche Städte — z. B. Karlsruhe, Freiburg, Mannheim, Stuttgart u. a. durch Flieger beschossen.

Die außereuropäischen Kriegsschauplätze.

In Mesopotamien hatten es die Türken mit den Engländern zu tun, die durch Syrien, Mesopotamien und Südperien eine Landverbindung zwischen ihren afrikanischen und asiatischen Besitzungen gewinnen wollten. Ein englisches Heer rückte vom persischen Meerbusen herauf; zunächst konnte es nichts ausrichten. — Ein wichtiger Kampfplatz war der Suezkanal. Die Türken hätten gern den Kanal gesperrt. Auch gelang es ihnen, mit Vortruppen bis an den Kanal zu gelangen; allein die Hauptmacht durch die wasserlose Wüste zu führen

gelang nicht. So mußten sie sich darauf beschränken, Palästina zu einem großen Heerlager zu machen; dort waren auch genug deutsche Offiziere und Ingenieure tätig.

Das Jahr 1916.

I m W e s t e n.

Eine der stärksten französischen Festungen ist Verdun; sie bildete einen überaus starken Eckpfeiler der französischen Stellung. Schon gleich bei Kriegsbeginn hatte das Heer des deutschen Kronprinzen die Festung im Halbkreise umlagert. Und die Franzosen machten von da aus fortwährend Ausfälle gegen die deutschen Stellungen und suchten sie zu durchbrechen.

Die deutsche Heeresleitung machte sich daran, dieses Hindernis zu beseitigen. Am 21. Februar begann die Beschießung. Dann setzte der Sturm ein: Gräben, Berhaue, Dörfer wurden genommen, am 25. die Panzerfeste Douaumont erstürmt. Zu gleicher Zeit setzte vom Osten her ein Angriff über die Woëvreebene ein, der unsere Stellungen bis an die Côte lorraine vortrug. Die Franzosen warfen eine Masse Verstärkungen dorthin, und es entspannen sich den ganzen Sommer hindurch Kämpfe furchtbarster Art. Douaumont ward verloren und wieder genommen; ebenso Fort Vaux, Thiaumont und das Dorf Fleury. Aber vom August an mußten Kräfte nach andern Kriegsschauplätzen weggezogen werden, und nun gelang es den Franzosen jene beiden Werke wieder zu nehmen. Fast $\frac{3}{4}$ Jahre hatten die Kämpfe um Verdun gedauert, die zu den furchtbarsten gehören; 7—800 000 Soldatengräber befinden sich im Raum von Verdun. Zu einem Ergebnisse hatten die Kämpfe nicht geführt.

Als Verdun so ernstlich bedroht war, riefen die Franzosen die Engländer zu Hilfe. Eine Menge von Truppen und Kriegsbedarf kam über den Kanal herüber: Australier, Kanadier, Südafrikaner, Inder, Neger, Kaffern, Südseeinsulaner, Indianer. Und auch die Franzosen hatten große Truppenmassen aus ihren Kolonien angehäuft: aus Algier, Tunis, Marokko, Senegambien, der Sahara, Kamerun, Madagaskar und Indochina. Franzosen und Engländer waren sicher, mit ihren drei Millionen Menschen und ihren Geschütz- und Geschossmassen die Deutschen über den Haufen rennen zu können.

Zum Durchbruch war das Gelände zwischen Vapaume und Peronne gewählt, eine Strecke von 40 Kilometer, durchzogen von den beiden Flüssen Ancre und Somme. Daher nennt man die ungeheuerliche Schlacht, die sich jetzt entspann, die Sommeschlacht. Die Übermacht der Gegner an Menschen war gewaltig und stieg zeitweilig bis aufs

zehnfache; ebenso die Überlegenheit an Geschützen, Flugzeugen und Munition; auch brachten sie ganz neue Kriegsmittel, die sogenannten Tanks, Panzerkraftwagen, die alles vor sich niederwälzen sollten. Die Schlacht begann am 22. Juni mit einer furchterlichen Beschießung aus 6000 Geschützen, die volle acht Tage dauerte. Unsere Soldaten standen in ihren Unterständen, oft zehn Meter und tiefer unter dem Boden, und erwarteten in fieberhafter Spannung den Augenblick, wo der Sturm losbrechen sollte. Am 1. Juli ging's los. Der Feind glaubte allen Widerstand ertötet zu haben. So gingen die kanadischen und australischen Regimenter ohne Deckung, die Offiziere hoch zu Ross, zum Sturm vor. Aber da schlug ihnen ein solch verheerendes Maschinengewehrfeuer entgegen, daß sie zu Tausenden dahinsanken. So ging's Tag für Tag, monatelang: allemal ein paar Tage Beschießung, dann Sturm mit weit überlegenen Kräften. Bis in den November dauerte die Schlacht: fünf Monate lang. Die Feinde haben unsere Stellungen auf 28 Kilometer Breite um etwa vier Kilometer eingedrückt und eine Anzahl zerschossener Dörfer in Besitz genommen; aber durchgebrochen sind sie nicht. So können wir sagen: die Schlacht ist von uns gewonnen worden.

Es waren Monate unvergleichlichen Heldenmutes unserer Truppen. Glänzende Heldentaten haben die Württemberger vollbracht. Das Dorf Thiepval, auf einem Bergvorsprung über der Ancre gelegen, hatte unser Regiment 180 seit dem ersten Vormarsch besetzt. Rechts und links fielen die Stellungen in die Hand der Engländer; aber die tapferen Schwaben hielten die Stellung noch tagelang, von drei Seiten von Feinden umgeben. Endlich mußten sie es nach tapferer Gegenwehr am 26. August aufgeben. Die Verteidigung von Thiepval ist ein unverwelkliches Lorbeerblatt in der Geschichte des Regiments 180.

Aber wie sah das Land aus, über das diese Kriegstürme dahingegangen waren! In den Dörfern kein Stein auf dem andern; auf unabsehbare Flächen hinaus Granattrichter an Granattrichter! Das hatten zum kleinen Teil deutsche, zum weitaus größten Teile französische, englische und amerikanische Granaten aus der Werkstätte des Friedensfreundes Wilson getan.

An dem Ausgang der Sommeschlacht hatten die beiden Männer den größten Anteil, die bisher im Osten den Oberbefehl geführt hatten: Hindenburg und Ludendorff. Als im Westen die furchterlichen Kämpfe stattfanden, als im Osten die Russen und im Süden die Italiener in gewaltigen Massen anrannten, als Rumänien uns den Krieg erklärte, da berief der Kaiser Hindenburg zum Chef des gesamten Generalstabs und gab ihm seinen getreuen Ludendorff an die Seite. Heer und Volk hat mit größtem Vertrauen zu den beiden Männern hinaufgesehen.

Im Osten.

Seit Herbst 1915 war auch hier der Krieg zum Stellungskrieg geworden. Und wie im Westen, so kamen auch hier die Durchbruchversuche mit ungeheuren Menschenmassen, die von hinten mit Knutenhieben und Granatfeuer vorgetrieben wurden. So ging's vom 15. bis 30. März am Narotschsee, bis die russischen Angriffe zusammenbrachen.

Nun setzte weiter südlich ein Angriff ein unter General Brussilow, einem Mann von großer Tatkraft und rohester Verachtung des Menschenlebens. 1½ Millionen Menschen setzte er an vom Pripiet bis zum Pruth, und dort gelang es ihm die Österreicher zurückzudrängen. Nun mußten wieder die Deutschen helfen, und hier gebot General von Linzington den Russen halt. Der Stoß ging auf Kowel. Vom 18. Juli bis 10. August tobte hier eine furchtbare Schlacht. Aber am 10. August brach der Angriff zusammen; Kowel blieb in deutscher Hand. Auch im Norden stürmte der Russe vom 13. Juni bis 29. Juli an, um Brest-Litowsk zu gewinnen. Umsonst!

Größere Erfolge erzielten die Russen in Galizien. Hier gelang es ihnen, die deutschen und österreichischen Truppen weit zurückzudrängen. Und noch weiter südlich mußte der österreichische Führer Pflanzer-Baltin die ganze Bukowina räumen und konnte erst an den Karpathen halt machen.

Im Oktober endlich stürmten nochmals alle Russenheere vom Pripiet bis zu den Karpathen an; aber kein Durchbruch gelang. Die Russen selbst gaben an, daß sie zwei Millionen Menschen umsonst geopfert haben.

Zu gleicher Zeit Sommeschlacht im Westen, Russensturm im Osten, Italienersturm im Süden, und im August Kriegserklärung Rumäniens! Es ist ein Wunder, daß wir haben aushalten können; unsere Soldaten haben Unvergleichliches geleistet.

In Italien.

Die Franzosen verlangten von den Italienern einen Entlastungsangriff. So mußte Cadorna die fünfte Isonzoschlacht unternehmen. Sie dauerte vom 9. bis 28. März und endigte ohne Erfolg für die Italiener. Im Mai stießen die Österreicher in Südtirol vor und nahmen Arstero und Asiago, zwei italienische besetzte Plätze. Aber unter dem Druck der russischen Angriffe mußten sie starke Kräfte nach dem Osten schicken und die errungenen Vorteile wieder aufgeben.

Im August, September, Oktober und November ging's wieder los zur sechsten, siebten, achten und neunten Isonzoschlacht. Das Ergebnis war daselbe: ungeheure Verluste und ein kleiner Raumgewinn.

Auf dem Balkan.

Der französische General Sarrail hatte das Heer, das von Gallipoli aus in Saloniki gelandet war, wesentlich verstärkt. Er riß auf griechischem Boden die ganze Gewalt an sich und stellte sein Heer im Bogen um Saloniki auf. (Sechster Neutralitätsbruch!) Die Griechen erhoben vergeblich Einspruch dagegen. Die deutsche und österreichische Armee war nach der Niederwerfung Serbiens nur bis zur griechischen Grenze vorgeückt und hatte dort haltgemacht. Das bulgarische Heer drang jetzt gegen Sarrail vor und suchte ihn in Saloniki zusammenzudrücken, mußte aber bald wegen des rumänischen Krieges haltmachen.

Trotzdem war die Lage Sarrails mißlich, da auch deutsche Uboote die Bucht von Saloniki unsicher machten und ihm die Zufuhr abzuschneiden drohten. So mußten unsere Feinde Griechenland und die griechischen Bahnen haben. Und nun begann eine unerhörte Drangsalierung Griechenlands. König Konstantin wollte unter allen Umständen neutral bleiben. Aber von seinen Staatsmännern war einer, Veniselos, ganz auf der Seite der Entente. Nun nötigten Engländer und Franzosen den König, immer wieder andere Minister zu berufen, sie verhängten die Blockade über Griechenland und schnitten dem Lande die Zufuhr ab, sie verlangten Entwaffnung und Übergabe der Bahnen, der französische Admiral drohte mit der Beschießung Athens; sie schreckten selbst vor Mordanschlägen und Brandstiftungen nicht zurück. Des Königs Schloß Tatoi ward in Brand gesteckt, und der König konnte kaum das nackte Leben retten. (Siebenter Neutralitätsbruch!)

Endlich sah sich der König, um sein Land vor dem Verhungern zu schützen, genötigt, zugunsten seines Sohnes abzugeben. Der mußte der Entente den Willen tun und Veniselos zum Minister berufen.

In Rumänien war bei Beginn des Krieges König Karol am Ruder gewesen. Er war ein Hohenzoller und hatte unendlich viel für das Land getan, aber viel Umdank geerntet. Er hatte schon 1883 mit uns und Österreich-Ungarn ein Bündnis geschlossen. Er wäre am liebsten auf unsere Seite getreten; aber seine Minister, bestochen von russischem Gelde, wollten nicht. So mußte er neutral bleiben, starb aber schon im Herbst 1914. Sein Nachfolger, sein Nefse Ferdinand, war ein unfähiger Mann, ganz in der Hand der russischen Politik. Von da an wurde Rumänien unzuverlässig. Es wartete nur, bis man sehen konnte, auf welche Seite sich das Kriegsglück neigen würde, um im letzten Augenblick aufzutreten und sich die Beute zu sichern. Die Rumänen in der Bukowina, in Siebenbürgen, im Banat wollten Rumänien „erlösen“. Daß auch in Bessarabien Rumänen wohnten und daß dies Land im

Jahr 1878 von den Russen den verbündeten Rumänen genommen worden war, davon schwieg man.

Bei der Sommeschlacht, den Brussilowangriffen und den Angriffen der Italiener dachten die Rumänen: jetzt ist's Zeit — und erklärten im August 1916 an Österreich-Ungarn den Krieg.

Sie gelangten zunächst über die nur schwach besetzten Plätze der transsylvanischen Alpen nach Siebenbürgen hinein bis Kronstadt und Hermannstadt. Aber in Bulgarien stand schon ein Heer bereit unter Mackensen, bestehend aus Deutschen, Bulgaren und Türken; an der Donau sammelte sich ein zweites unter Kossch, und ein drittes zog durch Ungarn heran unter Falkenhayn; an der siebenbürgischen Grenze standen Österreicher und Ungarn unter Arz von Straußenberg und Kövesz, der nach Galizien hinüber Verbindung hielt.

Die Russen hatten ein starkes Heer in die Dobrudscha gebracht und wollten von dort aus Konstantinopel auf dem Landweg nehmen. Das mußte verhindert werden.

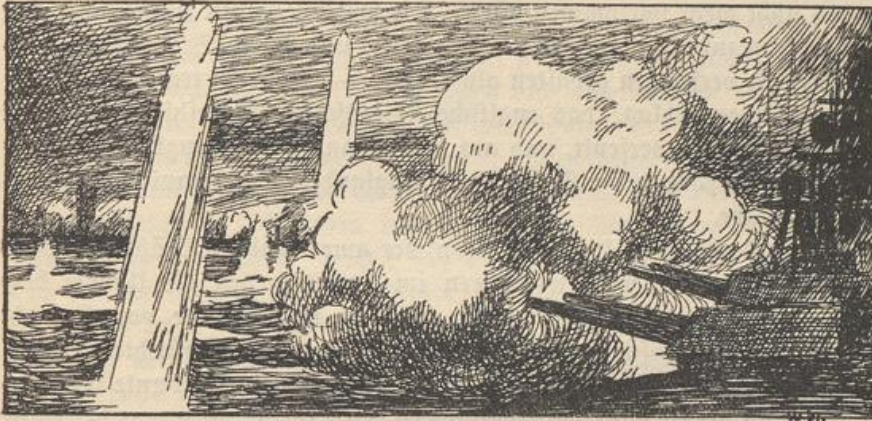
Dort fielen auch die ersten Schläge. Am 5. September ward die Festung Eutrakan erstürmt, am 9. Silistria, am 12. bis 14. wurden Russen und Rumänen bei Karaorman geschlagen. Zugleich ging's an der Nordgrenze der Walachei los. Vom 26. bis 28. schlug Falkenhayn ein rumänisches Heer bei Hermannstadt; am 5. Oktober wurde im Geisterwalde ein anderes rumänisches Heer geschlagen und am 8. Kronstadt besetzt. Nur an den Gebirgspässen gegen die Walachei hin konnten sich die Rumänen noch halten.

Dann ging's wieder in der Dobrudscha los. Am 19. bis 21. Oktober wurde ein großer Sieg bei Topraisar errungen und der Feind nach Norden getrieben. Die Absicht der Russen, nach Konstantinopel vorzudringen, war damit vereitelt; an der schmalsten Stelle der Dobrudscha war ein Niegel vorgeschoben. Und nun ging's Schlag auf Schlag: die Hafensstadt Konstanza und eine Reihe anderer Städte wurden genommen.

Inzwischen ging der Kampf um die Pässe dem Ende zu. Falkenhayn überschritt den Vulkanpaß, trat in die walachische Ebene ein und schlug den Feind vom 16. bis 19. November vernichtend. Gleich darauf ging die Donauarmee unter Kossch bei Swistow über die Donau, vereinigte sich mit Falkenhayn, zersprengte die rumänische Nachhut, und nun ging's mit vereinten Kräften gegen Osten. Drfowa fiel. Die andern Pässe wurden auch überwunden, und die Armee Falkenhayn schlug die Rumänen am 1. Dezember gänzlich. Die Hauptstadt Bukarest ward ohne Kampf aufgegeben, und Mackensen hielt dort am 6. Dezember seinen Einzug. Nach weiteren Kämpfen war die ganze Walachei in unserer Hand.

Auch die österreichische Armee erkämpfte sich allmählich den Ausgang aus den Pässen, und nun ging's auf die Moldau los. Der Zugang zur Moldau ward erzwungen; aber mit Eintritt der kalten Jahreszeit ging der Krieg allmählich in den Stellungskrieg über.

In diesem raschen und glänzenden Feldzug waren drei Viertel von Rumänien mit großen Weizenvorräten und den reichen rumänischen Erdölquellen in unsere Hände gefallen.



Schlacht bei Skagerrak.

Ereignisse zur See.

Die englische Flotte hatte sich bisher klüglich im Verborgenen gehalten und hatte ihren Heldenmut auf hoher See nur an Handelsdampfern gezeigt. Aber am 31. Mai versuchte sie einen Schlag. Sie hatte offenbar die Absicht, entweder in Jütland zu landen oder am Skagerrak durchzubringen und Dänemark auf die Seite der Entente zu ziehen. In der Nähe des Skagerrak wurde die deutsche Flotte ihrer ansichtig. Es war die Hauptmacht, an Zahl und Größe der Schiffe den deutschen fast um das Doppelte überlegen. Und nun entbrannte die größte Seeschlacht der Weltgeschichte. Die deutsche Flotte, geführt von den Admiralen Scheer und Hipper, vernichtete zehn große englische Panzerschiffe und eine ganze Anzahl von Zerstörern. Natürlich hatten wir Deutsche auch Verluste: ein neuer Schlachtkreuzer, vier leichte Kreuzer und ein älteres Linienschiff nebst einigen Torpedoboote. Alles in allem haben wir Deutsche 61 000 Tonnen Schiffsraum verloren, die Engländer nach ihrem eigenen Geständnisse 169 000, in der Tat aber gegen 250 000 Tonnen. Als am Anbruch des Tages die deutsche Flotte den Feind auf-

suchen wollte, um den Kampf zu erneuern, war er nicht mehr da. Die Engländer hatten das Weite gesucht.

Die Engländer fanden zuerst die Sprache gar nicht. Erst acht Tage nachher rückten sie heraus mit der Meldung und wußten ihre Niederlage in einen Sieg umzulügen; einige Monate später aber beriefen sie ihren kommandierenden Admiral Jellicoe ab. Bald darauf erbeutete eines unserer Uboote einen Geheimbefehl des Admirals Fisher, in dem es hieß: die englischen Verluste seien so fürchterlich gewesen, daß so etwas nicht mehr vorkommen dürfe. Die britische Flotte müsse sich daher von jetzt an zurückhalten. Das hat sie getan und sich in Scapa Flow noch sorgfältiger verborgen gehalten als bisher. — Trotzdem traf sie kurz darauf ein neuer Schlag: das englische Kriegsschiff Hampshire wurde bei den Orkneyinseln versenkt, und auf ihm befand sich der englische Kriegsminister Ritchener, der erste Feldherr Englands. Er ertrank mit seinem ganzen Stabe.

Der große Friedensfreund Wilson, der amerikanische Präsident, wäre schon längst gerne den Engländern im Kampf gegen die Uboote beigesprungen. Er hatte doch unsern Feinden eine Menge von Kriegsbedarf geliefert, wofür sie viel Geld schuldig waren. Da fürchtete er und die Geldmensen, die hinter ihm standen, das Blutgeld könnte verloren gehen. Also mußte man den Engländern beispringen. Nun war der französische Postdampfer Suffey torpediert worden, und dabei waren einige Amerikaner ums Leben gekommen. Wilson schickte eine drohende Note und verlangte, es dürfe in Zukunft kein Schiff mehr ohne Warnung torpediert werden. Lange besann sich die deutsche Regierung. Endlich erklärte sie sich zu einem letzten Zugeständnisse bereit: sie ließ die Ubootsführer anweisen, die Schiffe vorher zu warnen und zu untersuchen, ehe sie zur Versenkung schreiten. Sie erwartete aber auch vom Präsidenten, daß er auf England einwirke, damit es von seinem völkerrechtswidrigen Hungerkriege ablasse. Geschehe das nicht, so habe die deutsche Regierung wieder völlig freie Hand zu tun, was sie wolle. Wilson antwortete grob: er sei mit dem deutschen Zugeständnisse einverstanden, denke aber gar nicht daran auf England einzuwirken. So ging der Ubootkrieg mit diesen Einschränkungen weiter. Admiral Tirpitz trat insolge davon zurück und Admiral Capelle trat an seine Stelle.

Der Krieg im Orient.

In Mesopotamien nahm der Krieg für die Türken eine günstige Wendung; denn der deutsche Generalfeldmarschall von der Goltz befehligte sie. Das englische Heer unter General Townshend wurde bei Ktesiphon völlig geschlagen, in Kut el Amara eingeschlossen und zur

Übergabe gezwungen. Von der Gols hat diesen Sieg nicht mehr erlebt; er war am 21. April am Flecktyphus gestorben.

Das Friedensangebot.

Am 12. Dezember 1916 machte der deutsche Kaiser namens seiner Verbündeten den Feinden ein Friedensangebot. Er schlug vor: um die Welt von den furchtbaren Leiden dieses Krieges zu befreien, mögen sofort die kriegführenden Länder zusammentreten, um über den Frieden zu beraten. Die deutschen Bevollmächtigten werden ihre Vorschläge mitbringen. Kaiser Wilhelm hatte es damit aufrichtig und ehrlich gemeint.

Aber was war die Folge? Mit Hohn und Spott wurde das Angebot zurückgewiesen. Von Frankreich herüber tönte es: Elsaß-Lothringen muß unser werden; und von Rußland: die polnischen Provinzen müssen von Deutschland losgerissen, Konstantinopel muß russisch werden; und von Italien: die Adria und das Gebiet von Trient müssen wir haben. Und von allen vieren: die Türkei muß zerstückelt und Österreich in seine Teile aufgelöst werden. Und wieder von allen vieren: die Welt muß vom preussischen Militarismus erlöst werden! — In England war kurz zuvor der Erstminister Asquith gestürzt worden und der geschworenste Feind Deutschlands Lloyd George ans Ruder gekommen. Er hat die giftigsten und verlogenensten Hezreden gegen Deutschland gehalten.

Die Heimat.

Bei Kriegsbeginn stand das deutsche Volk wie ein Mann auf zur Abwehr der Feinde. Fürst und Volk, hoch und nieder, Beamte und Kaufleute, Fabrikanten und Bauern und Arbeiter — alle standen zusammen und brachten Opfer. Auch der Hader der Parteien und Stände schwieg; denn jeder wußte: wir sind alle in gleicher Not. Das ist Volksgemeinschaft. Aber dieser Geist ist leider nicht geblieben.

Das hatte allerlei Ursachen. Gleich anfangs hatte die Militärverwaltung einen großen Fehler gemacht. Um die Fabrikanten zu willigen Kriegslieferungen anzuspornen, hat man ihnen außerordentlich große Summen für ihre Lieferungen geboten, viel mehr als sie selber verlangten. Die Regierung hätte ihnen erklären müssen: „Euer Dienst ist Kriegsdienst. Ihr bekommt so viel, daß ihr gut davon leben könnt; aber eure Fabriken mit allen Produktionsmitteln gehören während des Krieges dem Reiche.“ Und noch ein Fehler: statt unmittelbar an den Erzeuger, hat sich die Heeresverwaltung, namentlich bei Lebensmitteln, an Zwischenhändler gewendet, und die haben den größten Gewinn eingeschoben. So haben viele gedacht: am Krieg kann man verdienen und

reich werden — und so gab's bald Kriegsgewinnler genug, die die Not des Volkes benützten, um ihren Beutel mit Millionen zu füllen. Als aber die Arbeiter sahen, daß der Fabrikant Millionen einschob, da sagten sie: „Die haben wir verdient; wir wollen unsern Anteil daran haben.“ Und um sie bei gutem Willen zu erhalten, haben ihnen die Fabrikanten sehr hohe Löhne gezahlt; und auch die jungen, kaum der Schule entwachsenen Burschen bekamen solche Löhne, daß sie im Gelde schwammen. Unter den Arbeitern war natürlich eine Menge von Militärpflichtigen. Diese wurden immer wieder für unabkömmlich erklärt, damit sie zu Hause arbeiten konnten. Derweil standen ihre Kameraden draußen im Felde in täglicher Todesgefahr und bekamen 53 Pfennig Löhnung — und die zu Hause waren in völliger Sicherheit und hatten die Taschen voll Geld. Man hätte den zu Hause Gebliebenen sagen müssen: „Auch euer Dienst ist Kriegsdienst. Ihr bekommt denselben Lohn wie die draußen und dazu Nahrung und Kleidung. Eure Frauen und Kinder werden ebenso versorgt wie die der im Felde Stehenden. Ihr seid dann immer noch besser daran als sie.“ Auch hätte man müssen abwechseln: die draußen beurlauben zur Arbeit und die aus der Heimat hinaus schicken. Das ist nicht geschehen, und so hat sich vieler große Unzufriedenheit bemächtigt. kamen die Urlauber nach Hause, so mußten sie sich oft auslachen lassen von denen, die sich gedrückt hatten. — Auch ging's oft genug nicht mit rechten Dingen zu bei den Unabkömmlichkeitserklärungen. Alle diese Dinge haben böses Blut gemacht.

Auch die zu Hause Gebliebenen mußten sich Opfer auferlegen. Die Lebensmittel mußten eingeteilt werden: Getreide, Mehl, Butter, Eier, Zucker und anderes abgeliefert an besondere Verbände und ausgeteilt zu bestimmten Preisen mit Lebensmittelkarten an die Verbraucher. Das war notwendig. Aber welche Gelegenheit für geldgierige Menschen, im Trüben zu fischen! Und die zugeteilte Menge der Lebensmittel war so, daß man nicht davon leben konnte. So suchte sich jeder unter der Hand etwas zu verschaffen. Es blühte der Schleichhandel; wer Geld hatte, konnte sich zu ungeheuren Preisen etwas verschaffen; wer keins hatte, mußte Hunger leiden. Da blühte der Weizen der Bucherer. Und auch die Bauern haben gemerkt: am Krieg kann man verdienen, und haben ihre Forderungen immer höher geschraubt. So wurde ein Stand dem andern feind: der Arbeiter dem Bauern und der Bauer dem Arbeiter; und beide zusammen der Regierung, weil sie glaubten, die sei an allem Übel schuld. Das war keine Volksgemeinschaft mehr. Und wie der Krieg länger und länger dauerte, so hat's geheißen: daran sind nur die schuld, die einen großen Gewinn am Krieg haben; die haben immer noch nicht genug. — Da die Rohstoffe zur Neige gingen, hat die Regierung

manches beschlagnahmt: Kupfer und Messing aller Art aus Haus und Küche; endlich sogar Kirchenglocken. Und während sonst die Heeresverwaltung das Geld mit vollen Händen hinausgeworfen hat, hat sie für diese Dinge den einzelnen und den Gemeinden so blutwenig gegeben, daß sie sich unmöglich davon wieder etwas anschaffen konnten. Dazu kam alles wieder in die Hand von Zwischenhändlern, die einen großen Gewinn dabei gemacht haben. Da hat's geheissen: die Regierung hilft nur dem Groszkapital; die kleinen Leute läßt sie zugrunde gehen und gibt ihnen nicht einmal das Notwendigste für ihr Opfer an das Vaterland.

Alle diese Dinge wurden auch unsern Feinden bekannt, und sie taten das Möglichste, um die Unzufriedenheit zu schüren. Durch Flugblätter forderten sie das Volk auf: „Legt doch die Waffen nieder! Wir haben gar nichts gegen das deutsche Volk. Wir wollen nur die wegschaffen, die euch in diesen Krieg hineingehegt haben, den Kaiser und seine Regierung!“ Und der deutsche Michel, der leider den Fremden immer mehr glaubt als den eigenen Landsleuten, hat's geglaubt.

Daneben aber war auch eine große Zahl von Leuten aus allen Ständen, die alle Opfer und Entbehrungen des Krieges willig auf sich genommen und getragen haben; die hielten den Kopf hoch, ermutigten die andern in Schrift und Rede und sagten: wir müssen aushalten, sonst sind wir verloren.

Es kamen dazu politische Meinungsverschiedenheiten. Der Kaiser hatte bei Kriegsbeginn gesagt: uns treibt nicht Eroberungsfucht. Aber manche Kreise im deutschen Volke steckten in Schrift und Rede weite Kriegsziele und verlangten zu unserer Sicherung Ausdehnung unserer Grenzen nach Osten und Westen. Die andern sagten: wir müssen froh sein, wenn wir's hinaushauen; Eroberungen aber sind immer die Wurzel neuer Kriege gewesen. So gab's Parteizank. Die Regierung aber ließ es an einer festen Haltung fehlen. Auch hat sie — wie übrigens auch die Regierungen der feindlichen Länder — dem Volke nie die volle Wahrheit gesagt. Daß wir trotz aller unserer Siege in sehr schwieriger Lage sind, das wurde nie klar und deutlich gesagt. So fehlte die Einigkeit, die allein stark macht.

In Preußen bestand noch ein ganz veraltetes Wahlrecht, durch das die Vermöglichen einen viel größeren Einfluß ausüben konnten als die Unvermöglichen. Schon im Frieden hatten Sozialdemokratie und Demokratie längst gegen dieses Wahlrecht Sturm gelaufen; allein die Konservativen wollten sich's nicht nehmen lassen. Jetzt im Kriege tauchte die Forderung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts von neuem auf. Das ganze Volk hat die gleichen Pflichten; da müssen auch alle die gleichen Rechte haben. Die Regierung wies erst darauf hin, daß man

das während des Krieges nicht machen könne. Aber jene Parteien sagten: wenn wir's jetzt nicht bekommen, so bekommen wir's überhaupt nicht mehr; so wird's gehen wie nach den Befreiungskriegen. Der Kaiser hat selbst in einem Erlasse aufs bestimmteste das allgemeine Wahlrecht verheißt. Aber die Parteien, die die Mehrheit im Landtag hatten, haben immer wieder die Sache hinausgezögert und damit viel Mißstimmung geschaffen. Das war eine große Kurzsichtigkeit. In England hatte bisher auch ein beschränktes Wahlrecht bestanden. Aber während des Krieges hatte die Regierung ein anderes Wahlrecht mit Frauenwahlrecht vorgeschlagen. Das war im englischen Parlament im Handumdrehen fertig; denn jeder sah ein: das muß jetzt sein. In Preußen aber verschob man die notwendige Umgestaltung von Tag zu Tag und hat damit große Verbitterung geschaffen.

So zerbrach die Volksgemeinschaft immer mehr. Es kam dazu die leibliche Zermürbung durch den Hunger und die seelische Ermüdung durch die vielen Blutopfer, von denen kaum eine Familie verschont blieb. So bemächtigte sich eine allgemeine Kriegsmüdigkeit des Volkes, und die Geldgierigen taten das Ihre, um die Stimmung zu verbittern. Und von dieser bösen Stimmung in der Heimat ist vieles hinausgetragen worden in die Steppe und zu den Frontkämpfern.

In Deutschland gab es politische Parteien, die von Anfang an nur mit halbem Herzen mitgetan hatten. Das war vor allem die unabhängige Sozialdemokratie. Jetzt rächte sich bei ihnen ihre internationale Einstellung; sie hatten kein Verständnis dafür, daß ein Volk sich unbedingt auf nationalen Boden stellen muß, wenn es einen solchen Kampf auf Leben und Tod bestehen will. Näher als die eigenen Volksgenossen standen ihnen die Parteigenossen in andern, auch in den feindlichen Ländern. Diese dachten aber völlig anders, stellten sich durchaus auf vaterländischen Boden und wollten von den weltbürgerlichen Gedanken der Deutschen nichts wissen. Die unabhängige Sozialdemokratie glaubte jetzt auch die Zeit zur Erfüllung ihrer Parteigedanken gekommen: zur Aufrichtung des Zukunftsstaates mit Abschaffung der Monarchie, Einführung der Republik und Bergesellschaftung der Produktionsmittel. So gedachten sie an dem Kriegsfeuer ihre Partei-suppe zu kochen und zugleich auf die Feinde einen günstigen Eindruck zu machen, nicht bedenkend, daß diese ihre Forderungen der Abschaffung der Monarchie und Einführung der Republik und Demokratie nur deshalb gestellt hatten, weil sie hoffen konnten, Deutschland dadurch zu spalten und damit schwach zu machen. Denn „teile und herrsche!“ nach diesem uralten Grundsatz aller Weltmächte richteten sich auch unsere Feinde. Das erkannten aber die unabhängigen Sozialdemokraten nicht;

und je länger der Krieg dauerte, um so mehr arbeiteten sie auf Frieden um jeden Preis hin. Sie säten Mißtrauen gegen Monarchie und Regierung und Heeresleitung, sie begünstigten selbst meuterische Bestrebungen in Heer und Flotte, sie suchten den Willen zur Verteidigung und zum Siege zu lähmen; sie verbreiteten die Meinung, ein Sieg wäre ein Unglück für Deutschland; sie redeten den Urlaubern und den in der Ausbildung begriffenen jungen Soldaten zu, doch draußen das Gewehr wegzurwerfen und zum Feinde überzulaufen. Geheime Agenten des feindlichen Auslands waren überall in Deutschland tätig und schürten die üble Stimmung; von der Zeit an, da in Rußland die Bolschewisten ans Ruder gekommen waren, floß auch eine Menge russischen Geldes zum Zweck der Herbeiführung der Weltrevolution nach Deutschland. So wurden die Massen systematisch verhetzt — und das war eine Hauptursache unseres endlichen Zusammenbruchs.

Das Jahr 1917.

Im Westen.

Das Jahr begann mit einem Rückzug zu beiden Seiten der Ancre und von Bapaume bis Peronne. Der Rückzug geschah in einer Breite von 35 und einer Tiefe von 5—8 Kilometern. Er war in keiner Weise vom Feinde erzwungen. In dem geräumten Gebiete wurde nichts zurückgelassen, was dem Feinde von Bedeutung sein konnte: sämtliche Dörfer wurden niedergelegt, Brunnen zerstört, Bäume gefällt, alles dem Erdboden gleichgemacht.

Hindenburg wußte, daß die Feinde im Frühjahr gerade an diesem Punkte einen Angriff machen wollten. Nun war ihr Plan zerstört; über das verwüstete Gebiet vorrücken erforderte lange Vorbereitungen. Somit war der Angriff hinausgeschoben. Dazu war die neue Verteidigungslinie, die überaus stark ausgebaut wurde, viel kürzer. Es wurde April, bis die Feinde zum Angriff schreiten konnten.

Die Absicht der Engländer war: vom Land her unsere Ubootstützpunkte in Ostende und Zeebrügge zu nehmen. Denn der Ubootkrieg machte, seit er verschärft worden war, den Engländern furchtbar zu schaffen.

So begannen am 9. April die Angriffe. Hindenburgs Plan war: beim Angriff die ersten Stellungen nicht um jeden Preis zu halten, sondern preiszugeben, in der zweiten Stellung den Feind zu erwarten und ihm im Gegenstoß die erste Stellung wieder zu entreißen. Bei Arras griff der Engländer auf einer Breite von 20 Kilometer an. Am 9., 18. und 28. April führte der Engländer Haig mit 700 000 Mann

ungeheure Stöße auf die Front Arras-Cambrai aus. Er gewann einige Gräben und zusammengeschossene Dörfer; aber durch kam er nicht. Zu gleicher Zeit stießen die Franzosen, die jetzt den General Nivelle als obersten Führer hatten, an der Aisne vor. Nach zehntägigem Trommelfeuer griffen sie in 40 Kilometer Breite mit den größten Massen an von Soissons bis Reims. Nur am 16., 17. und 18. wurde angegriffen. Dann ließen sie nach; zu fürchterlich waren die Verluste gewesen. Infolge davon entstand unter den Franzosen eine große Meuterei unter einer großen Zahl von Infanterieregimentern. Nivelle ließ die Meuterer zusammenschießen und erstickte so die Meuterei im Blut. Er erhielt davon den Namen „Blutsäufer“, ward abberufen und durch General Petain ersetzt. Im Mai begann wieder ein Angriff an der Aisne in 35 Kilometer Breite. Er führte zu keinem Ziel.

Aber nun begannen die Engländer in Flandern. Volle sieben Monate griffen sie an, um Ostende und Zeebrügge zu gewinnen. Sie begannen diesmal mit ungeheuren Sprengungen. Aber schon am 10. Juni erlahmte der Angriff. So ging's den ganzen Sommer hindurch. Nicht weniger als 16 große Schlachten haben sie bis in den November hinein geschlagen. Einmal glaubten sie schon, sie hätten bei Cambrai einen großen Sieg errungen; in London ließ man die Glocken der St. Paulskathedrale läuten, und der Jubel war groß. Aber zehn Tage darauf, am 30. November, erfolgte der Gegenstoß: die Deutschen nahmen nicht bloß ihre alten Stellungen wieder, sondern stießen noch viel weiter vor und nahmen Stellungen, die die Engländer seit 1914 inne gehabt hatten und dazu 9000 Gefangene, 148 Geschütze und 716 Maschinengewehre. Am 15. Dezember war die große englische Offensive zu Ende; fast die ganze englische Armee, 93 Divisionen, Material und Munition aus vier Fünfteln der Welt war eingesetzt worden — und nur ein Teil der deutschen Armee hatte abgewehrt. Der Feind hatte einen Streifen Land, 20 Kilometer breit und 7 Kilometer tief, gewonnen, eine Wüste, in der Granattrichter an Granattrichter lag. Und Ostende und Zeebrügge waren fest in unserer Hand.

Auch heftige Angriffe der Franzosen am sogenannten Damenweg in der Champagne führten zu keinem Ziel.

So haben unsere Truppen auch in diesem Jahre den ungeheuren Anstürmen standgehalten; Verwüstung und Kriegselend ist der Heimat ferne geblieben.

Im Osten.

In Rußland war schon längst die Unzufriedenheit über die Gewalt-herrschaft des Zaren groß. Jetzt kam dazu die Erbitterung über die

schrecklichen, nutzlosen Menschenverluste. Die zarische Regierung hätte gerne Frieden gemacht. Aber die Gesandten ihrer Verbündeten, vor allem der englische Gesandte, widersetzten sich; und da es nicht anders ging, so beschloßen sie: der Zar muß fallen — und hezten zur Revolution. Am 11. März brach in Petersburg die Revolution aus. Straßenkämpfe entstanden; die Truppen stellten sich zum größten Teil auf die Seite der Revolution. Die Minister wurden verhaftet, und ein Vollzugsausschuß der Duma — des russischen Reichstags — übernahm die Gewalt. Der Zar mußte abdanken zugunsten seines Bruders Michael. Jedoch dieser trat die Regierung nicht an. Zar und Zarenfamilie wurden zunächst gefangen gesetzt, dann nach Sibirien gebracht und dort ermordet. Das war das Gericht über das tausendfältige Unrecht, das vom Zarenthron ausgegangen war.

Die nach dem Zaren kamen, konnten es wohl anders machen als er, aber nicht besser. Sie führten allgemeines Wahlrecht ein mit Frauenstimmrecht. Die höchste Gewalt hatte ein Arbeiter- und Soldatenrat (Sowjet). Die Soldaten sollten ihre Offiziere wählen und über alle kriegerischen Maßnahmen selbst entscheiden. Den adeligen Großgrundbesitzern sollte ihr Land genommen und an die Bauern verteilt werden.

Die nächste Folge war, daß im Heer alle Zucht und Ordnung aufgelöst wurde. Tausende gingen nach Hause, um bei der Landverteilung nicht zu kurz zu kommen. Die Ministerien wechselten rasch aufeinander. Die Minister, die den Krieg fortsetzen wollten bis zur Zerschmetterung Deutschlands und zur Eroberung Konstantinopels, mußten weg, und ein neues Ministerium mit Kerenski trat an die Spitze. Dieser wollte zwar keine Eroberungen machen, aber auch die Verbündeten nicht im Stich lassen. Es kam zum blutigen Bürgerkrieg. Kerenski erklärte Rußland zur Republik; aber im November mußte er zurücktreten, und der Rücksichtsloseste, der Bolschewik Lenin trat an die Spitze.

Nun ersahen die sogenannten Fremdvölker die Gelegenheit sich frei zu machen. Finnland, Livland, Estland erklärten sich selbständig, Litauen und Polen waren in deutscher Hand; und nun riß sich auch der reichste Teil Rußlands, die Ukraine, los.

Der Krieg ging unterdessen sehr langsam weiter: die Russen gingen nach hinten durch, und von den Deutschen wurden starke Kräfte nach dem Westen geschafft. Kerenski setzte durch die Lüge, Deutschland wolle die Zarenherrschaft wieder aufrichten, die Wiederaufnahme des Kriegs durch, der mit einem Angriff gegen Lemberg eröffnet wurde. Allein am 19. Juli wurden bei Zloczow die russischen Linien durchstoßen, in stetem Siegeslauf am 31. Juli der Sbrucz, der Grenzfluß Galiziens, überschritten. Auch im Süden hielt die russische Front nicht mehr; die

Österreicher befreiten die Bukowina und zogen in Czernowitz ein. Im russischen Heere hatten sich alle Bände gelöst. Kerenski suchte mit Massenhinrichtungen die Zucht wiederherzustellen. Umsonst; der Zusammenbruch war da.

Im Norden ward am 3. September nach dreitägiger Schlacht Riga erobert, am 4. September Dünamünde, der befestigte Hafen. Und als am 6. September Kaiser Wilhelm seinen Einzug in Riga hielt, kannte der Jubel der dortigen Deutschen keine Grenzen mehr; sie atmeten auf nach dreijährigem russischem Druck. — Am 12. Oktober landeten deutsche Truppen auf der Insel Ösel; dann wurden die beiden andern Inseln Dagö und Moon genommen. Wir hatten die Herrschaft über den Rigaischen Meerbusen und damit über die Ostsee.

Im November war Lenin ans Ruder gekommen; und der Außenminister Troski schloß nun mit den Vierbundstaaten einen Waffenstillstand bis zum 14. Januar ab.

Italien.

Am 14. Mai begann Cadorna die zehnte Isonzoschlacht auf 40 Kilometer Breite. Die Italiener waren in ungeheurer Überzahl, und die Österreicher mußten ihnen mehrere Stellungen überlassen, gewannen sie jedoch zum Teil im Gegenstoß wieder. Am 5. Juni ging auch diese Schlacht zu Ende. Cadorna hatte die Hälfte seines Heeres eingesetzt und 160 000 Mann an Toten und Verwundeten, dazu 22 000 Gefangene verloren.

Am 18. August begann er die elfte Isonzoschlacht auf einer Breite von 70 Kilometern. Der Kampf dauerte bis zum 11. September. Wohl gelang es den Italienern in die österreichischen Stellungen einzudringen; allein der Durchbruch nach Triest war nicht geglückt, und die blutigen Verluste betrug 210 000 Mann. Über eine Million hatten die Italiener geopfert und nicht den zehnten Teil von dem gewonnen, was sie ohne Schwertstreich hätten haben können.

Und nun kam die zwölfte Isonzoschlacht. Längst hatte sich in Kärnten und Krain ein deutsches und österreichisches Heer unter dem Befehl des Generals von Below gesammelt. Am 24. Oktober brach der Angriff los: in 30 Kilometern Breite von Karfreit bis Tolmein ward die italienische Front durchstoßen und der Feind in wilde Flucht gejagt. Am 27. Oktober wurde Görz befreit, und am selben Tag rückten deutsche Truppen in dem italienischen Cividale ein. Am 29. ward Udine genommen. Am Tagliamento versuchten die Italiener zu halten, aber 60 000 Mann wurden abgeschnitten und gefangen genommen. Nun kamen auch die österreichischen Heere vom Norden, von der Kärntner und

Tiroler Front herunter. Die Italiener wurden in die Ebene getrieben, auch der Tagliamento überschritten, und am 9. November stand das verbündete Heer an der Piave. Dann ging's in einen Stillstand über, und die Heere nahmen wieder feste Stellungen ein. Der ganze Angriff hatte die Italiener 300 000 Gefangene und 1800 Geschütze gekostet; dazu die ungeheuren blutigen Verluste! Es war ein solcher Schrecken über sie gekommen, daß ganze Divisionen die Hände hochhielten und sich gefangen gaben. Wenn nicht Franzosen und Engländer schleunigst zu Hilfe gekommen wären, so wäre kein Halten mehr gewesen. Cadorna ward abberufen, und an seine Stelle trat General Diaz. Auch das Ministerium mußte zurücktreten. — Eine schmachvollere Flucht als die der Italiener ist im ganzen Kriege nicht vorgekommen.

Im Orient.

Den Türken ging's übel. In Mesopotamien setzte der englische General Maude eine neue große Unternehmung ins Werk. Ihm gelang's, am 23. Februar Kut-el-Amara und am 11. März sogar Bagdad zu nehmen. Das war ein großer Erfolg.

Auch in Palästina machten die Engländer Fortschritte. Es gelang ihnen eine Eisenbahn durch die Wüste gegen die Südgrenze Palästinas zu führen. Zunächst gelang es den Türken mit Hilfe deutscher und österreichischer Truppen, die Engländer zweimal bei Gaza zu schlagen. Aber im Oktober nahm General Allenby Beersaba und im November Gaza ein. Am 18. November rückte er in Jassa und am 8. Dezember sogar in Jerusalem ein. Die Türken sahen sich genötigt, sich in das Ostjordanland zurückzuziehen.

Die Engländer hatten es gemacht wie immer: wie beim spanischen Erbfolgekrieg, wie beim Siebenjährigen Krieg, wie in den Napoleonischen Kriegen: während sie die Völker Europas in einem furchtbaren Kriege beschäftigten, haben sie in Asien und Afrika den allergrößten Gewinn gemacht. Und die Franzosen, Russen, Italiener u. a. mußten dafür ihr Blut vergießen, daß die Engländer ein ungeheures afrikanisch-asiatisches Kolonialreich bekommen und die beiden Weltteile durch die Landbrücke Arabien-Palästina-Mesopotamien-Südpersien miteinander verbinden konnten.

Ereignisse zur See.

Die deutsche Regierung erklärte durch eine Note an die Vereinigten Staaten, daß vom 1. Februar an jede Beschränkung in der Verwendung der deutschen Kampfmittel zur See wegfalle. Sie gab ein Sperrgebiet um die feindlichen Länder herum an; jedes Schiff, das dieses Gebiet berührt, ob feindlich oder neutral, wird versenkt. Wilson, der unmittel-

bar vorher noch schöne Worte vom Weltfrieden gemacht hatte, brach nun am 4. Februar die diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich ab und erklärte am 2. April den Kriegszustand. Er hatte seit Kriegsbeginn auf einen geschickten Anlaß zum Krieg gewartet, unsere Feinde in jeder Hinsicht unterstützt, uns in jeder Hinsicht geschädigt. Bis jetzt hatte er gezögert: die Rüstungen Amerikas waren noch nicht fertig, auch war seine Wahlzeit als Präsident um, und er wollte doch wieder gewählt werden. Er tat's unter der Losung: „Ich halte Amerika fern vom Krieg!“ So wurde er gewählt. Kaum saß er im Sattel, so steuerte er mit Macht auf den Krieg los — und der unbeschränkte U-Bootkrieg bot ihm den erwünschten Anlaß.

Das erste war, daß er die deutschen Schiffe in den nordamerikanischen Häfen mit Beschlagnahme belegte: es waren 600 000 Tonnen. Sobald der unbeschränkte U-Bootkrieg in Kraft trat, wurde der Weltschiffsraum knapp; dafür mußte Ersatz geschaffen werden.

Nach und nach haben sich die meisten Staaten von Mittel- und Südamerika den Vereinigten Staaten angeschlossen: teils brachen sie die diplomatischen Beziehungen ab, teils erklärten sie uns offen den Krieg. Seit Kriegsbeginn sind die schmachvollsten Lügen über uns Deutsche ausgestreut worden: über die Greuel, die wir in Belgien und Nordfrankreich verübt haben sollen, über die unbeschränkte Selbstherrschaft des Kaisers in Deutschland, über den deutschen Militarismus usw. Die überseeischen Länder sind von allen Nachrichten aus Deutschland abgeschnitten gewesen. Liest jemand aber Tag für Tag dieselben Lügen, so glaubt er sie zuletzt, namentlich wenn der Angeschuldigte sich nicht verteidigen kann. Das war ein Hauptgrund für die vielen Kriegserklärungen. — Aber es lagerten auch in den meisten neutralen amerikanischen Häfen deutsche Schiffe. England drängte daher die Neutrals: brecht die Beziehungen mit Deutschland ab, nehmt die Schiffe und laßt sie für uns fahren! So geschah es.

Der U-Bootkrieg nahm einen Umfang an, wie ihn sich die Engländer nie hätten träumen lassen. Schon im Februar wurden 781 000, im April und Juni je über eine Million, später 6—700 000 Tonnen Schiffsraum im Monat versenkt. Der U-Bootkrieg aber bedrohte England am allermeisten. Die U-Boote schnitten ihm die Einfuhr ab: Lebensmittel, Rohstoffe, Grubenholz. England war im Frieden der große Weltschiffahrtsunternehmer und hat daraus seinen großen Reichtum gewonnen. Jetzt aber sah England diese seine Weltstellung von Monat zu Monat mehr durch den U-Bootkrieg bedroht. Kein Wunder, daß Marschall Haig 16 große Schlachten unternehmen mußte, um Zeebrügge und Ostende zu nehmen.

Ereignisse in der Heimat.

Durch Amerikas Eintritt in den Krieg war die Stimmung immer gedrückter, und der Parteigegensatz immer schärfer geworden. Und was die Regierung unternahm, das waren halbe oder ganz ungeschickte Maßregeln. Und da die Regierung zu wenig tat, so mußte die Heeresleitung manches tun, was eigentlich Sache der Regierung gewesen wäre. Das durch kam die Heeresleitung, namentlich Ludendorff, in den Verdacht, daß sie sich in Dinge mische, die sie nichts angehen.

Die Mehrheit der Parteien gedachte einen Schritt zu tun, der die Feinde zum Frieden geneigt machen könnte. Sie faßten im Reichstag einen Beschluß, in dem sie sich für einen Frieden ohne Eroberungen und Entschädigungen, aber auch ohne Gebietsverlust aussprachen. Auf die Feinde machte dieser Beschluß keinen Eindruck. Sie dachten: wenn die Deutschen so reden, dann dauert's nicht mehr lange bis sie ganz zusammenbrechen. Also nur nicht nachgeben!

Im Zusammenhang damit war der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg zurückgetreten. Er war ein Mann gewesen, wohlmeinend, aufrichtig, von bester Gesinnung. Aber die Tatkraft hatte ihm gefehlt. Wir hätten einen Stein oder Bismarck haben müssen, und den hatten wir nicht. Sein Nachfolger war M i c h a e l i s, ein Mann von bestem Willen, aber ein Neuling auf dem Gebiete der äußeren Politik. Und da er es mit den Parteien nicht verstand, mußte er bald auch zurücktreten. Nun wurde G r a f H e r t l i n g Reichskanzler, Führer des Zentrums und bisher Erstminister in Bayern. Er war ein kluger Mann, aber zu alt für diesen Posten. So hatten wir Deutsche nie den richtigen Mann an der Spitze, während in den Feindstaaten Männer von äußerster Tatkraft obenan standen, die den festen Vorsatz hatten, unter gar keinen Umständen nachzugeben.

Das Jahr 1918.

Das Jahr begann schön und erfreulich mit den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Die deutsche Regierung hatte sämtlichen kriegführenden Staaten eine zehntägige Frist zur Eröffnung allgemeiner Friedensverhandlungen gestellt. Sie verlief ungenützt. So wurden die Verhandlungen mit Rußland allein geführt, und zwar öffentlich. Es war das erstemal in der Weltgeschichte, daß Friedensverhandlungen so vor sich gingen. Aber es zeigte sich nur zu bald, daß es den Russen mit ihren Friedensbestrebungen gar nicht ernst war. Sie gingen darauf aus, durch endlose Reden die Sache in die Länge zu ziehen und mittlerweile die bolschewistische Re-

volution auch nach Deutschland zu verpflanzen. Nach langen Verhandlungen erklärte endlich der Führer der russischen Abordnung den Kriegszustand für beendet und reiste ab. Damit konnte sich Deutschland unmöglich zufrieden geben. Die Regierung erklärte, daß der Verzicht auf den Frieden durch die Russen auch dem Verzicht auf den Waffenstillstand gleich zu achten sei. Und da zu gleicher Zeit aus den Ostseeprovinzen, aus Litauen, aus der Ukraine Hilferufe kamen — denn die Bolschewisten hausten dort fürchterlich — so entschloß sich die deutsche Regierung zum Eingreifen. Am 20. Februar begann der Vormarsch: im Norden bei Narwa und Dorpat, im Süden bis Kiew, Odessa, Koftow, ja bis in die Krim und den Kaukasus. Man hoffte daher viel Getreide und andere Lebensmittel zu bekommen. Aber die Hoffnung trog, und die deutschen Kräfte wurden zersplittert.

Nun entschloß sich die russische Regierung zur Annahme der Friedensbedingungen. Die Ostseeprovinzen, Finnland, Litauen, Polen und Ukraine sollten von Rußland abgetrennt werden und selbst über ihr Schicksal bestimmen. Für Kriegsschäden und Unterhalt der Gefangenen wurde Ersatz zugesagt. Der Friede ward am 3. März in Brest-Litowst unterzeichnet, und die Ersatzpflicht der Russen auf sechs Milliarden Mark festgesetzt. Kaum war der Friede geschlossen, so erhob sich unter unsern Feinden ein allgemeines Geschrei über diesen Gewaltfrieden. Deutschland habe damit sein Wort, das es in dem Beschluß vom Juli 1917 gegeben habe, gebrochen. Die feindliche Presse posaunte es in alle Welt hinaus: die Deutschen schließen einen Gewaltfrieden! Und in Deutschland selbst hat es genug Leute gegeben, die in das Geschrei der Feinde einstimmten und die Regierung wegen dieses Gewaltfriedens anschuldigten. Alle diese Leute sollten später am eigenen Leibe es erfahren müssen, wie ein Gewaltfrieden aussieht. Auch mit Rumänien wurde zu Bukarest ein Friede geschlossen; mit der Ukraine war er schon vorher geschlossen worden. Das alles schien gute Aussicht zu geben für den Fortgang im Westen.

Viele Truppen, die im Osten entbehrlich wurden, wurden jetzt nach dem Westen geschafft. Wären's doch noch mehr gewesen! Aber in dem weiträumigen Rußland waren sie verzettelt. Und am 21. März fing ein gewaltiger Vorstoß der deutschen Heere an. Den Engländern galt der erste Stoß. Nach einem mehrstündigen Geschützfeuer begann der Sturm. Tages, ja wochenlang hatte bei den früheren Angriffen der Franzosen und Engländer das Geschützfeuer gedauert, und doch hatten sie bei ihren Sturmangriffen nichts oder nur wenig erreicht. Aber hier wurde nach nur fünfständiger Geschützvorbereitung das englische Heer überrannt und nach drei Tagen war das ganze Gebiet der Somme

schlacht, das Hindenburg anfangs April 1917 aufgegeben hatte, wieder in unserer Hand mit einer gewaltigen Anzahl von Gefangenen und Geschützen. Und der Angriff ging weit hinaus über das früher besetzte Gebiet bis vor Amiens. Wäre es gelungen, diese Stadt zu nehmen, so wären damit die Engländer von den Franzosen getrennt gewesen. Damit wäre ein siegreiches Ende des Krieges für uns möglich geworden. Aber ganz in der Nähe von Amiens blieb der Angriff stecken: die deutschen Truppen waren so ermattet, die Wege so grundlos, daß es unmög-



Angriff 1918.

lich war, weiterzukommen und die Verstärkungen, die die Franzosen herangeführt hatten, zurückzuwerfen. In dieser Not entschlossen sich unsere Feinde zu einem einheitlichen Oberbefehl. Der französische Marschall Foch wurde zum Oberbefehlshaber über Franzosen und Engländer ernannt.

Mittlerweile ging der Angriff gegen die Feinde an einem andern Ende los. Im April wurde Armentières genommen, um Ypern eine Stellung um die andere erstürmt, endlich gar der Kemmelberg, so daß der Fall von Ypern vor der Tür zu stehen schien.

Ende Mai ging's an ein anderes Ende der Front. Der Damenweg in der Champagne, so oft schon der Schauplatz erbittertster Kämpfe, wurde genommen, die Aisne und Vesle überschritten, Soissons erstürmt und bei Reims die Marne erreicht. Paris wurde durch ein weittragendes Geschütz auf 120 Kilometer Entfernung beschossen, so daß sich Angst und Schrecken der Pariser bemächtigte, und viele nach dem Süden entflohen.

Die englischen und französischen Staatsmänner sahen ein, daß sie weitere Hilfe brauchten. Diese konnte nur von den Amerikanern kommen. So ergingen dringende Hilferufe nach Amerika. Und dem französischen Volke ward zugerufen: Haltet noch kurze Zeit aus! Die Amerikaner kommen zu Hilfe. Und sie kamen endlich auch und haben geholfen.

Unsere Bundesgenossen, die schon lange Zeit vor dem Erliegen standen, ging's in dieser Zeit nicht gut. In Italien standen die Österreicher allein den Italienern gegenüber. Im Juni schritten sie zu einem großen Angriff und überschritten die Piave. Aber ein paar Tage drauf mußten sie wieder zurück. Große Regengüsse nötigten sie, zurückzugehen, und der Rückzug wurde eine schwere Niederlage. Auch hatten die Österreicher längst mit Verrat in den eigenen Reihen zu kämpfen. Vor allem sind die Tschechen offen zum Feinde übergegangen.

In Asien haben die Engländer ganz große Erfolge davongetragen. Die Türken hielten in Palästina nicht mehr stand, und die deutschen Truppen vermochten ihnen nicht zu helfen. Nach und nach fiel ganz Palästina und Syrien mit Damaskus, ja zuletzt Aleppo in die Hand der Engländer. Ihren alten Traum einer Landbrücke zwischen Afrika und Asien sahen die Engländer nun verwirklicht.

Das waren auch für uns schwere Schläge. Und nun hat sich auch in Frankreich das Blatt gewendet. Die Feinde konnten immer neue Truppen dort ins Feuer schicken, gut genährt, gut bewaffnet, gut gekleidet. Vor allem traten die Amerikaner jetzt in Tätigkeit. Wir aber hatten keinen Ersatz mehr. Die besten Truppen lagen unter dem Boden. Die, die nachkamen, waren kaum dem Knabenalter entwachsen und hatten zum Teil infolge der Verheerung keine Lust mehr zu kämpfen. Immer wieder mußten dieselben Truppen dran, abgekämpft, hungrig, schlecht gekleidet — und auch die Waffen, namentlich die Geschütze, konnten nicht mehr in genügender Zahl geliefert werden. Die Feinde aber brachten von Amerika eine ungeheure Menge von Kriegsmaterial aller Art, hauptsächlich Geschütze herüber, dazu eine große Zahl der gefährlichen Tanks, denen wir nichts Ähnliches entgegenzusetzen hatten. Da hatte Foch keine schwere Arbeit. Und doch sollte ihm der Sieg noch sauer genug werden.

Am 15. Juli ging der deutsche Angriff wieder an; diesmal östlich von Reims. Er gelangte auch in die französischen Stellungen hinein, ja sogar an einer Stelle über die Marne hinüber. Aber der Feind war diesmal auf seiner Hut gewesen und hatte genaue Kunde von Ort und Zeit unseres Angriffs erlangt. So trafen wir dort auf einen wohl vorbereiteten Gegner, und sofort setzte der Gegenstoß ein, und zwar mit sehr starken, weit überlegenen Kräften. Wir mußten wieder über die Marne zurückgehen. Bald darauf ging's an andern Teilen der Front los:

Soissons mußten wir wieder aufgeben, zwischen Cambrai und St. Quentin machte der Engländer gewaltige Vorstöße, die beinahe zu einem Durchbruch geführt hätten. Von da an ging's immer weiter rückwärts. Eine Reihe von Städten, die wir seit Kriegsbeginn innegehabt hatten, mußte aufgegeben werden; endlich auch Ostende und Zeebrügge und damit die Stützpunkte für unsere Uboote. Zu groß war auf allen Seiten die Übermacht an Menschen und an Material.

Anfangs Oktober traf uns vom Osten her eine böse Botschaft. Die Bulgaren hatten in Mazedonien schon längst dem Drucke der feindlichen Streitkräfte kaum mehr Widerstand leisten können. Sie waren auch kriegsmüde; denn sie hatten vor dem Weltkriege die beiden Balkankriege geführt und standen so fast sieben Jahre schon im Krieg. Dazu wirkte auch, wie meist auf dem Balkan, Vesteckung mit. Nun gab's plötzlich an der mazedonischen Front einen völligen Durchbruch: Franzosen, Engländer und Serben zersprengten die bulgarische Streitmacht. Und der bulgarische Minister Malinoff, der erst kurz im Amte war und längst nach der Entente hinübergeschickt hatte, hat, ohne mit seinen Bundesgenossen vorher zu verhandeln, um einen Waffenstillstand. Dieser wurde bewilligt, aber unter sehr schweren Bedingungen: Entwaffnung des Heeres und freier Durchzug durch das Land für die feindlichen Heere. Damit war der erste unserer Bundesgenossen untreu geworden, und bald folgten die andern. Die Türken waren am Ende ihrer Kraft und hatten auf dem asiatischen Kriegsschauplatz kein Glück gehabt. Sie schlossen sich den Bulgaren an. Die Bedingungen, die die Gegner stellten, waren nicht minder schwer. Es war eine Ergebung auf Gnade und Ungnade. Und Osterreich-Ungarn war schon längst am Zusammenbrechen. Seine eigenen Völker wollten nicht mehr mittun. Schon früher war Verrat über Verrat vorgekommen von den Polen, den Ruthenen, den Serben, Kroaten, Slowaken; die schlimmsten Feinde der österreichisch-ungarischen Monarchie waren aber die Tschechen. Sie waren massenweise übergelaufen und bildeten besondere Heeresteile im feindlichen Heere; ein Prager Professor Masaryk war zu den Feinden übergegangen, hatte in Paris den tschechoslowakischen Nationalrat gebildet und arbeitete von dort aus auf den Untergang Osterreichs hin. Nur die deutschen und ungarischen Regimenter waren noch zuverlässig, und diese mußten auch fürchterlich bluten. In Böhmen verweigerte die tschechische Bevölkerung, die vorwiegend Landwirtschaft treibt, den Deutschen, die meist zur Industriebevölkerung gehören, die Lebensmittel. Der junge Kaiser Karl stand in Verbindung mit seinem Schwager, dem Prinzen Sixtus von Parma, und machte durch dessen Vermittlung den Franzosen ein Friedensangebot mit Preisgabe von Elsaß-Lothringen,

während er zu gleicher Zeit den Kaiser Wilhelm seiner Bundestreue versicherte. Und doch war um Österreichs willen der ganze Krieg angegangen. Es war der „Dank vom Haus Österreich“! Im Oktober fielen Böhmen und Mähren, ebenso die Slowenen, Serben und Kroaten ab. Und so machte der Kaiser durch seinen Außenminister Burian ein Friedensangebot ohne Rücksicht auf seine Bundesgenossen.

Alle unsere Bundesgenossen waren uns untreu geworden! Und wir selber in höchster Bedrängnis! Unter den Soldaten waren viele, die des Krieges müde waren und andere, die den Lügen der Feinde, die sie immer in Flugblättern unserem Heere mitteilten, Glauben schenkten und bei der nächsten Gelegenheit zum Feinde überliefen. Was von Hause als Ersatz an die Front kam, taugte nichts mehr; die meisten waren von Hause aus aufgehetzt worden. Wohl standen auch noch viele in alter Treue und Tapferkeit an der vordersten Linie; aber sie waren zu schwach und konnten das Schicksal nimmer wenden.

Immer weiter mußte unser Heer zurück. Die Übermacht der feindlichen frischen und ausgeruhten Truppen nötigte es dazu. Und doch wichen sie nur Schritt für Schritt. Die oberste Heeresleitung selbst verlangte im Oktober einen Waffenstillstand. General Ludendorff trat zurück, und General Gröner an seine Stelle.

Schon im September war der Reichskanzler von Hertling zurückgetreten; an seine Stelle wurde vom Kaiser Prinz Max von Baden berufen. Er sollte ein sogenanntes parlamentarisches Ministerium bilden, das heißt sich seine Minister aus den Führern der Parteien auswählen. Er ließ am 5. Oktober eine Note an den Präsidenten Wilson ergehen. Dieser hatte früher schon 14 Punkte bekanntgegeben, die zur Grundlage des Friedens gemacht werden mußten. Sie forderten zwar von uns schwere Opfer, zum Beispiel Abtretung von Elsaß-Lothringen und den rein polnischen Landstrichen. Aber daneben enthielten sie doch manches Gute: Öffentlichkeit der Friedensverhandlungen, freies Selbstbestimmungsrecht der Völker, eine gerechte Schlichtung der Ansprüche über die Kolonien, freie Abstimmung in den Ländern, bei denen es sich um eine Änderung der Landeszugehörigkeit handelte; ferner Entschädigung nur für die eigentlichen Kriegsschäden, Freiheit der Meere und dergleichen. Deshalb verlangte die deutsche Regierung von Wilson einen Waffenstillstand auf Grund der vierzehn Punkte. Wilson hatte jetzt die größte Macht in der Hand. Zog er das amerikanische Heer zurück, stellte er die Kriegslieferungen ein, so waren trotz allem seine Verbündeten verloren. Er hatte die volle Möglichkeit, seine vierzehn Punkte durchzusetzen. Jetzt konnte er zeigen, ob es ihm ernst war oder nicht. Aber er zog das deutsche Anerbieten hinaus, verlangte Verfas-

fungsänderung und endlich völlige Entwaffnung. War aber das deutsche Heer entwaffnet, dann hatte auch Wilson keine Möglichkeit mehr, seine vierzehn Punkte durchzusetzen. Zwar hatten auch die andern Regierungen sich feierlich verpflichtet, die vierzehn Punkte anzuerkennen und durchzuführen; aber wie wenig sie gewillt waren, dieses Versprechen zu halten, das sollten wir bald erfahren müssen. Wilson, auf den auch die Deutschen in ihrer Not die größten Hoffnungen gesetzt hatten, hat sich mehr und mehr als Betrüger entpuppt.



Tantangriff.

Und nun ging's zum Abschlusse des Waffenstillstandes, den die deutschen Unterhändler im Walde von Compiègne mit Marschall Foch abschlossen. Während sie unterwegs waren, brach in Deutschland die Revolution aus. So standen sie vollends wehrlos ihrem Feinde gegenüber; dieser konnte seine Forderungen so hoch schrauben als er wollte. Sie waren auch barbarisch hart. Sie forderten völlige Entwaffnung, Ablieferung einer Unmasse von Kriegsmaterial zu Land und zur See, von Eisenbahnmateriale, Räumung des linken Rheinuferes, von Belgien, Frankreich und Elsaß-Lothringen innerhalb vierzehn Tagen; Entlassung der kriegsgefangenen Franzosen, Engländer, Italiener, Amerikaner, Russen, dagegen Fortdauer der Kriegsgefangenschaft für die Deutschen; dazu Fortdauer der Blockade Deutschlands. Besonders die letzte Maßregel wurde als barbarisch empfunden. Im Jahr 1871 hatte die deutsche Heeresverwaltung nach der Übergabe von Paris sofort die hungernden Pariser aus Beständen der Heeresverwaltung versorgen lassen. Hier

aber hielten die Feinde auch nach Beendigung des Krieges noch an der Aushungerung eines ganzen Volkes fest. Die Frist für den Abtransport des Heeres hatten die Feinde so kurz bemessen, weil sie bestimmt hofften, noch eine sehr große Zahl gefangen nehmen zu können. Diese Freude sollte ihnen nicht zuteil werden. Es war die letzte Großtat Hindenburgs im Verein mit Gröner, daß sie es fertig brachten die gewaltige Menschenmasse noch zur rechten Zeit und in guter Ordnung in die Heimat zu überführen.

3. Die Revolution.

Was war inzwischen in der Heimat geschehen? In der deutschen Kriegsflotte war schon längst eine böse Stimmung. Die Leute waren jahrelang müßig gelegen; kaum daß sie einmal wie bei der Seeschlacht am Skagerrak den ganzen Ernst des Krieges kennen lernten. So machten sie sich den furchtbaren Ernst unserer Lage gar nicht klar, bedachten nicht, daß es um unser Dasein geht, und glaubten: es sind bloß etliche wenige Menschen, die den Krieg verlängern wollen, in allen Völkern. Sind die weg von der Regierung, dann ist alles froh am Frieden, und alle Völker versöhnen sich miteinander. Machen wir nur einmal ernst und fegen durch eine Revolution die bisherigen Machthaber weg, dann werden's die Völker in den Feindstaaten auch nachmachen, und dann gibt's Frieden, Freiheit, Brot. So glaubten sie und so war's ihnen eingetrichtert worden, hauptsächlich vom Osten, von Rußland her. Denn von dorthin kamen Sendboten, reichlich mit Geld versehen, die die Revolution in Deutschland fertig zu bringen suchten — und den Fremden glaubt ja der deutsche Michel viel mehr als den eigenen. Ja selbst der russische Gesandte in Berlin, Joffe, hat später das Möglichste getan, um die Revolution in Deutschland zu schüren. Bei den Mannschaften der Flotte aber hatte diese Verhezung am meisten Boden gefunden. Nun sollte, wie es zu Lande so schlecht stand, noch ein großer Schlag mit der Flotte versucht werden. Das Gerücht davon verbreitete sich unter der Mannschaft und die Meuterei war da. Sie begann in Kiel und sie setzte sich fort auf alle Nord- und Ostseehäfen. In München wurde am 8. November die Republik ausgerufen und ein gewisser Kurt Eisner stellte sich an die Spitze des bayerischen Staates. In Berlin forderte die Sozialdemokratie vom Reichskanzler, daß er den Kaiser zur sofortigen Abdankung veranlasse. Der Prinz verkündigte am 9. November die Abdankung des Kaisers und den Verzicht des Kronprinzen. Der Kaiser begab sich auf den Rat der Heeresleitung nach Holland, ebenso der

Kronprinz. Der Reichskanzler wollte noch die Monarchie retten und die Einsetzung einer Regentschaft für den ältesten Sohn des Kronprinzen anordnen. Aber es war zu spät. Er trat zurück, und am 10. November siegte in Berlin der völlige Umsturz. In den andern Hauptstädten Deutschlands ebenso, auch in Stuttgart. Die Monarchen traten überall zurück, weil sie es zum Bürgerkrieg nicht kommen lassen wollten. In besonders würdiger Weise hat König Wilhelm II. von Württemberg seinen Rücktritt erklärt.

Daß die Revolution gerade in diesem Augenblick ausbrach, war ein furchtbares Unglück für Deutschland; denn sie hat uns wehr- und willenlos in die Hände unserer erbarmungslosen Feinde gegeben. Aber daß sie doch im ganzen ohne größeres Blutvergießen sich vollzog, das war wieder ein großes Glück. Es wurde eine Regierung der Volksbeauftragten aus den Anhängern der Sozialdemokratie gebildet, an deren Spitze Ebert, der spätere Reichspräsident, sich stellte. Und da die bisherigen Beamten, obwohl sehr viele von ihnen mit der Revolution nicht einverstanden waren, um des Ganzen und des deutschen Volkes willen auf ihrem Posten blieben, so wurde doch die Maschine des Staatswesens im Gange erhalten. Nach russischem Vorbilde wurden überall Arbeiter- und Soldatenräte gebildet, die die oberste Gewalt an sich zu reißen suchten. Und wie es immer bei Revolutionen zu gehen pflegt: eine radikale Richtung wird durch eine noch radikalere überboten. So bildete sich die Spartakuspartei nach dem Muster der russischen Bolschewisten. Mit ihr gab es in Berlin heftige und blutige Kämpfe: ihre Vertreter, meist Matrosen, hatten sich des Schlosses bemächtigt und mußten mit Waffengewalt daraus vertrieben werden.

Unter vielfachen Kämpfen mit solch einseitigen Richtungen bildete sich nach und nach die deutsche Republik heraus. Sämtliche Einzelstaaten wurden zu Republiken erklärt; sie waren aufgebaut auf dem Grundsatz der Demokratie, das heißt der Volksherrschaft. Wohl gab es unter den Arbeiter- und Soldatenräten genug solche, die gerne an der Herrschaft geblieben wären: denn das Herrsein gefiel ihnen und trug ihnen auch Geld genug ein. Sie hätten gerne die Räte- oder Sowjetregierung nach russischem Muster eingeführt. Das ist einfach die Gewalt-herrschaft einiger wenigen Leute; sie ist nichts anderes als die alte absolute Herrschaft. Nur war früher der absolute Herrscher ein König oder Kaiser, jetzt einige Arbeiter. (In Rußland zum Beispiel ist jetzt dasselbe Zarentum wie früher, nur noch viel gewalttätiger; es ist nur ein Unterschied im Namen.) Diese Regierungsform erschien auch vielen Deutschen als die allein richtige. Aber das wäre eben doch das Gegenteil von aller Demokratie gewesen. So kamen schließlich Wahlen zur

verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung zustande auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes für Männer und Frauen vom zwanzigsten Jahre ab.

4. Die Nationalversammlung, der Frieden und die Verfassung.

Die Nationalversammlung trat nicht in Berlin, das zu unruhig war, sondern in Weimar zusammen. Sie hatte zwei schwierige Aufgaben zu lösen: dem Reiche eine Verfassung zu geben und den Frieden zu schließen.

Zuerst den Frieden! Zu den Friedensverhandlungen war Wilson von Amerika herübergekommen. Er wurde in Frankreich mit den höchsten Ehren empfangen. Hatte man doch selbst in Deutschland in der Zeit der höchsten Not in ihm den Retter gesehen. Nun sollte es sich zeigen, ob er der war, der den Frieden schaffen konnte, wie er sich gerühmt hatte. Wer unbefangenen die Dinge ansah, konnte kein Vertrauen zu ihm haben. Hatte er doch von Anfang des Krieges an, während er für den Weltfrieden eintrat, aus dem Krieg ein glänzendes Geschäft gemacht und dadurch den Krieg verlängert; hatte er doch schon nach den ersten sechs Wochen des Krieges Friedensverhandlungen zu verhindern gewußt. Was konnte man von ihm für den Frieden erwarten? Da waren die vierzehn Punkte, die er aufgestellt hatte, samt etlichen anderen Punkten, die er in Reden und Botschaften veröffentlicht hatte. Auf Grund dieser vierzehn Punkte sollte der Friede geschlossen werden. So hatte er feierlich vor der ganzen Welt gelobt, und die Verbündeten hatten ihm zugestimmt. Auf Grund dieser feierlichen Zusagen hatte Deutschland die Waffen niedergelegt.

Aber was nun folgte, überstieg selbst die schlimmsten Erwartungen. Der erste Punkt war: alle Friedensverhandlungen sollen öffentlich sein. Statt dessen hat sich die Friedenskonferenz in Versailles im Königschlosse eingeschlossen. Deutsche waren zu den Verhandlungen nicht zugelassen. In Brest-Litowsk hat Deutschland öffentlich mit den Russen verhandelt. In Versailles haben die Siegerstaaten nur allein unter sich im geheimen verhandelt. Schon das war ein schmachvoller Bruch aller gegebenen Zusagen. Und so ging's weiter. Einer von den vierzehn Punkten verlangte Herabsetzung der Rüstungen der Völker auf das niedrigste, mit der inneren Sicherheit zu vereinbarende Maß. Aber in Versailles wurde nur den Deutschen, den Österreichern und den anderen Besiegten die Herabsetzung ihrer Rüstungen

aufgelegt; den Siegerstaaten fiel es nicht ein, ihre Rüstungen zu beschränken. Frankreich hat allein in den besetzten Gebieten eineinhalbmal so viel Truppen stehen als die gesamte Wehrmacht Deutschlands nach dem Friedensvertrag sein soll. Und weil das etwas sehr kostspieliges ist, so läßt man sich's von Deutschland zahlen. Die vierzehn Punkte verhießen eine freie, weitherzige, unbedingte und unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche, die auf einer strikten Beobachtung des Grundsatzes fußen, daß bei der Entscheidung aller dieser Fragen die Interessen der betreffenden Bevölkerung ein ebensolches Gewicht haben müssen wie die berechtigten Ansprüche der Regierung, deren Rechtstitel bestimmt werden sollen. Statt dessen wurden ohne weiteres unsere Kolonien zwischen England, Frankreich und Japan aufgeteilt. Davon, daß man die Bevölkerung oder vollends Deutschland gefragt hätte, war keine Rede. Wilson hatte weiter Wiederherstellung Belgiens sowie der besetzten Teile Frankreichs verlangt. Das hatte Deutschland zugestanden, obwohl die Verwüstungen in beiden Ländern zu Zweidritteln von französischen, englischen und amerikanischen Granaten verursacht worden waren. Der Friedensvertrag aber verlangte eine Summe, die diese Forderungen weit, weit überstieg. Die vierzehn Punkte verlangten eine Berichtigung der italienischen Grenzen nach dem klar erkennbaren nationalen Verstand. Der Friedensvertrag hat die Deutschen Südtirols ohne weiteres unter italienische Oberhoheit gestellt. Die vierzehn Punkte hatten verlangt: den Völkern von Österreich-Ungarn soll die erste Gelegenheit einer selbständigen Entwicklung gegeben werden. Das wurde angewendet nur auf die Polen, Tschechen, Slowenen und Slowaken, Serben, Rumänen, Kroaten usw. Dagegen nicht auf die Deutschen und Magyaren. Gegen vier Millionen Deutsche sind dem tschechoslowakischen Staate einverleibt worden; man hat sie nicht nach ihrem Willen gefragt. Die Deutschen Österreichs haben fast einstimmig ihren Willen zum Eintritt in das Deutsche Reich kundgegeben; die Sieger lassen es nicht zu bis auf den heutigen Tag. Das ist „selbständige Entwicklung der Völker Österreichs“. Die vierzehn Punkte hatten verlangt, daß ein selbständiger polnischer Staat errichtet werde, der alle Länder, die von einer unzweifelhaft polnischen Bevölkerung bewohnt werden, umfassen soll. Aber die Deutschen, die in Westpreußen wohnen, haben die Sieger ohne weiteres dem polnischen Staate einverleibt. Ja noch mehr! In Oberschlesien haben sich 65 Prozent der Bevölkerung für das Verbleiben beim Reiche ausgesprochen. Dennoch hat der Völkerbund beschlossen, daß der wirtschaftlich wichtigste Teil Oberschlesiens Polen zugeteilt werden soll. Endlich verlangten die vierzehn

Punkte eine allgemeine Vereinigung aller Nationen, den sogenannten Völkerbund. Aber gegründet wurde eine Vereinigung der Siegerstaaten mit Neutralen; die Besiegten wurden ausgeschlossen. Die Vereinigten Staaten sind, jedoch gegen Wilsons Widerspruch, auch nicht beigetreten. Wilson hatte in seinen übrigen Veröffentlichungen auch das Selbstbestimmungsrecht der Völker verlangt. Es soll jedes Volk selbständig darüber durch Abstimmung entscheiden, zu welchem größeren Lande es gehören will. Das hätte natürlich auch auf Elsaß-Lothringen Anwendung finden müssen. Nun haben aber die Franzosen bei ihrem Einzug es fertig gebracht, daß sie in den Städten von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt wurden. Es war bestellte Arbeit gewesen. Und nun hieß es: die Elsaß-Lothringer haben damit schon erklärt, daß sie zu Frankreich gehören wollen. Von einer Abstimmung war keine Rede.

Das ist aus den vierzehn Punkten geworden. Lansing, Wilsons Staatssekretär des Auswärtigen, hat später selbst erklärt, daß in den Verhandlungen von den vierzehn Punkten gar nicht die Rede gewesen sei. Als aber Wilson nach Amerika zurückgekehrt war, da behauptete er sogar, der Friedensvertrag stehe in Übereinstimmung mit den vierzehn Punkten. Das war selbst den Amerikanern zu viel. Bei der nächsten Präsidentenwahl wurde er gar nicht mehr aufgestellt, und seine Partei unterlag völlig. Er ist von da an ein politisch toter Mann gewesen. Aber uns Deutschen, die er und er allein ins Unglück gebracht hat, nützt das nichts mehr.

Das ganze Friedenswerk kann man keinen Vertrag nennen. Denn uns hat man ja gar nicht gefragt und gar nicht mit uns verhandelt, wie das doch sonst immer bei Friedensschlüssen geschehen ist. Man hat nur die deutschen Bevollmächtigten zum Unterschreiben kommen lassen. Das Friedensdiktat enthält sonst noch eine Menge von Bestimmungen, die darauf gerichtet sind, uns Deutsche zu vernichten. Es nimmt uns alle unsere Kolonien, es nimmt uns den größten Teil von Westpreußen und ganz Posen. Das sind Länder, die durch deutsche Arbeit zur Blüte gekommen sind, während sie unter polnischer Regierung früher nahezu eine Wüste waren. Er nimmt uns Memel mit dem umliegenden Lande und teilt es dem neuen Staate Litauen zu. Er macht die rein deutsche Stadt Danzig zu einem Freistaat, der völlig unter Abhängigkeit von Polen steht. Er trennt Nordschleswig vom Reiche ab und gibt es an Dänemark. Er reißt Elsaß-Lothringen los und gibt es an Frankreich, obschon 86 Prozent seiner Bevölkerung Deutsche sind. Er stellt das rein deutsche Saargebiet für fünfzehn Jahre unter französische Oberhoheit und verlangt, daß das Deutsche Reich nach Verfluß dieser fünfzehn Jahre

die dortigen Kohlengruben wieder von Frankreich kaufen müsse. Er vernichtet unsere Wehrmacht. Die allgemeine Wehrpflicht soll abgeschafft sein. An die Stelle soll ein Söldnerheer von 100 000 Mann treten, die sich auf zwölf Jahre verpflichten müssen. So haben die Feinde das Wort verstanden: sie wollen Deutschland vom preußischen Militarismus befreien. Wir sollen wehrlos sein, sie aber bleiben gewaffnet bis an die Zähne.

Und wie zu Lande, so auch zur See. Ein paar kleine Kriegsschiffe ließ man uns. Die übrigen, unsere ganze stolze Kriegsflotte, mußte an



Scapa Flow.

England ausgeliefert werden. Die Engländer hatten keinen Nutzen davon. Die deutschen Offiziere und Matrosen haben auf Befehl des Admirals von Reuter in der Bucht von Scapa Flow alle ihre Schiffe versenkt. Mit dieser wahrhaft vaterländischen Tat haben die Matrosen ihre frühere Untreue ein klein wenig gut gemacht. Unsere ganze Handelsflotte, alle die stolzen Schiffe der Hamburg-Amerikalinie und des Norddeutschen Lloyd, mußten ausgeliefert werden bis auf kleine Schiffe von weniger als 1600 Tonnen. Und nun alle die Bestimmungen wirtschaftlicher Art. Deutschland mußte sich verpflichten als Kriegsschädigung eine Summe zu zahlen, die noch gar nicht festgesetzt war. Und das Schlimmste! Deutschland soll bekennen: daß es allein die Schuld am Weltkriege trage. Und noch eins: die sogenannten Kriegsverbrecher sollen ausgeliefert und von einem feindlichen Gerichte gerichtet werden. An ihrer Spitze der Kaiser! Von den Kriegsverbrechern auf ihrer Seite stand natürlich kein Wort drin. Und doch hatte die deutsche Regierung ein überwältigendes Material in der Hand von feindlichen Kriegs-

verbrechen furchtbarster Art, die vor allem gegen wehrlose deutsche Kriegsgefangene begangen worden waren.

Als Hauptbeweis für die alleinige Schuld Deutschlands diente den Feinden ein Bericht, den Kurt Eisner, der Münchner Gewalthaber beim Beginn der Revolution, nach Paris geschickt hatte. Es war ein Bericht des Legationsrats Schön von der bayrischen Gesandtschaft in Berlin an den bayrischen Ministerpräsidenten, nach dem es schien, als habe Deutschland in dem Streit Österreichs mit Serbien gar nichts zur Beilegung getan, sondern vielmehr noch zum Kriege getrieben. Nachher wurde durch ein gerichtliches Urteil festgestellt, daß Eisner sich eine verbrecherische Fälschung hatte zuschulden kommen lassen. Er hatte in dem Bericht, den er fälschlicherweise dem Gesandten Grafen Lerchensfeld zuschrieb, alles weggestrichen, was Deutschland entlasten konnte. Dieser gefälschte Bericht ist das Hauptbeweisstück für unsere Feinde gewesen. Es sind auch wieder Verräter im eigenen Lande gewesen, die uns ans Messer geliefert haben.

Der ganze Vertrag ist ein wirklich teuflisches Machwerk, darauf berechnet, uns politisch, militärisch, wirtschaftlich und moralisch völlig zu vernichten. Und dieser Friede lag der Nationalversammlung in Weimar vor; sie sollte ihn anerkennen. Der Reichskanzler Scheidemann erklärte: die Hand mußte verdorren, die dieses Schriftstück unterschriebe. Aber er trat zurück und überließ es dem nächsten Reichskanzler Bauer, das Werk zum Abschlusse zu bringen. Die Feinde hatten mancherlei Mittel in der Hand, um die Unterschrift zu erzwingen. Sie hatten unsere Kriegsgefangenen noch; diese hätten's müssen entgelten, wenn Deutschland sich nicht gefügt hätte. Sie hatten immer noch die Blockade verhängt. Sie hätten sie weiter fort dauern und das deutsche Volk verhungern lassen. Dazu stand an den Grenzen das französische Heer zum Einmarsche bereit. Und in Deutschland selbst gab's Leute genug, die riefen: „Wir wollen Frieden, Freiheit, Brot! Der Vertrag muß unterschrieben werden, sonst gibt's eine neue Revolution!“ Sie verließen sich auf den schlechten Trost: er muß ja doch abgeändert werden. Die Nationalversammlung hat versucht die schlimmsten Bestimmungen zu mildern. Sie wollte das Schuldbekenntnis gestrichen wissen; sie erklärte: niemals werde das deutsche Volk zugeben, daß Deutsche als Kriegsverbrecher vor einem fremden Gerichtshof abgeurteilt werden. Auf dem Schuldbekenntnis blieben die Feinde bestehen; denn es war die Grundlage des ganzen Friedens. Sie hatten's erpreßt mit ihren Folterwerkzeugen; darum hat es auch nicht mehr Wert als die Bekenntnisse, die vor alters durch die Folter erpreßt wurden. Dagegen gaben sie in der Frage der Kriegsverbrecher nach und verlangten, daß diese von einem deutschen Gerichte abgeurteilt werden.

Und so mußten die Vertreter der deutschen Reichsregierung diesen Schmachfrieden unterschreiben. Eine besondere Demütigung hatten sich die Franzosen dabei ausgedacht. Die Unterschrift mußte vollzogen werden in demselben Saale des Schlosses zu Versailles, in dem einst die feierliche Verkündigung der Aufrichtung des Deutschen Reiches stattgefunden hatte.

Das war die schwerste Aufgabe, die die Nationalversammlung zu Weimar zu lösen hatte. Sie hatte müssen Dinge versprechen, von denen sie wußte, daß das deutsche Volk sie niemals würde erfüllen können. Es war, wie wenn sie hätte ihre Unterschrift unter das Todesurteil des deutschen Volkes setzen müssen. —

Eine schönere und würdigere Aufgabe hatte die Nationalversammlung mit der Festlegung der neuen Verfassung des Deutschen Reiches. Nach langen und schwierigen Verhandlungen wurde sie fertiggestellt und am 11. August 1919 verkündigt.

Natürlich hatte auch das bisherige Reich seine Verfassung gehabt. Denn kein neuzeitlicher Staat kann bestehen ohne ein Grundgesetz, das die Einrichtung des ganzen Staatswesens festlegt. Das nennt man die Verfassung. Die alte Verfassung war natürlich eine monarchische gewesen. Sie hatte in allen wirklich entscheidenden Fragen dem Kaiser und dem Bundesrat das entscheidende Wort gelassen. Sie hatte als einzigen verantwortlichen Reichsbeamten den Reichskanzler bestimmt, während neben ihm der Bundesrat als eigentliche Reichsregierung stand: eine Versammlung, bestehend aus den Vertretern der deutschen Bundesstaaten. Neben dieser Reichsregierung stand als Volksvertretung der aus allgemeinen unmittelbaren Wahlen hervorgegangene Reichstag, der über die Gesetze zu beraten und zu beschließen hatte. Auch damals schon war die deutsche Reichsverfassung eine der freiesten der Welt gewesen. Die Einzelstaaten hatten noch eine Reihe von besonderen Rechten: jeder sein besonderes Steuerrecht, seine besonderen Einnahmen und Ausgaben, seine gesonderte Verwaltung. Die Eisenbahnen waren Sache der Einzelstaaten; im Heerwesen und in der Postverwaltung hatte der zweitgrößte Staat, Bayern, besondere Vorrechte. Da der König von Preußen zugleich Deutscher Kaiser war, so hatte Preußen immer die Vorherrschaft im Deutschen Reiche. Die höchsten Reichsbeamten, vor allem der Reichskanzler, wurden vom Kaiser bestellt ohne Rücksicht auf die Zusammensetzung des Reichstags.

Und nun die neue Verfassung! Der Hauptunterschied zwischen der neuen und der alten Verfassung geht aus den einleitenden Worten und aus dem ersten Artikel hervor. Die Einleitung lautet: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und beseelt von dem Willen, sein Reich

in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuen und zu befestigen, dem inneren und dem äußeren Frieden zu dienen und den gesellschaftlichen Frieden zu fördern, hat sich diese Verfassung gegeben." Und der erste Artikel heißt: „Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.“ Das ist der Grundsatz der Demokratie, das heißt der Volksherrschaft. Die höchste Gewalt liegt also nicht bei einem einzelnen Mann wie bei der Monarchie, auch nicht bei einem einzelnen Stande wie bei der russischen Räterepublik, sondern beim ganzen Volke. Alle, die im neuen Reiche Gewalt haben, haben sie nur als Beauftragte des ganzen Volkes. Das Volk hat somit im neuen Reiche diejenige Regierung, die es sich selbst gegeben hat; kein Mensch hat jetzt mehr ein inneres Recht, über die Regierung zu klagen.

Das Volk aber hat drei Werkzeuge, durch die es seine Gewalt ausübt: das ist der Reichstag, der Reichspräsident und der Reichsrat. Die Mitglieder des Reichstages werden nach dem allgemeinen, gleichen, unmittelbaren und geheimen Wahlrecht von allen Männern und Frauen gewählt, die das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt haben. Ihm liegt die Gesetzgebung ob. Er kann einen Gesetzesentwurf, der ihm vom Reichsrat oder der Reichsregierung zugegangen ist, annehmen oder ablehnen; er kann auch von sich aus Gesetzesvorschläge einbringen. Ist der Reichsrat mit einem Beschlusse des Reichstages nicht einverstanden, so kann er die Entscheidung des Volkes anrufen, das heißt er kann über das Gesetz das ganze Volk abstimmen lassen.

Neben dem Reichstag steht der Reichsrat. Der Reichsrat vertritt die Regierungen der einzelnen Länder. Jedes deutsche Land hat mindestens eine Stimme. Bei den größeren Ländern entfällt auf je 700 000 Einwohner eine Stimme. Keines der Länder aber darf mehr als zwei Fünftel sämtlicher Stimmen haben. Der Reichsrat hat die Gesetzesentwürfe, die die Reichsregierung ausgearbeitet hat, zu begutachten.

An der Spitze des Reiches steht der Reichspräsident. Er wird vom ganzen Volke auf die Dauer von sieben Jahren gewählt. Der erste Reichspräsident wurde von der Nationalversammlung gewählt. Die Mehrheit der Stimmen fiel auf Fritz Ebert, einen Führer der Sozialdemokratie. Er hat das Reich in würdiger und besonnener Weise vertreten. Als er 1925 starb, wurde vom ganzen Volke der Mann gewählt, der der allgemein verehrte Führer im Weltkrieg gewesen ist und durch seine unerschütterliche Pflichttreue sich in allen Kreisen der Bevölkerung die größte Hochachtung erworben hatte: Generalfeldmarschall von Hindenburg. Der Achtundsiebzigjährige sah es für seine Pflicht an, sich dem Rufe des Volkes nicht zu entziehen, und hat die Bürde dieses Amtes auf seine Schultern genommen. Der Reichspräsident vertritt das

Reich nach außen; er führt den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht des Reiches. Er bildet die Reichsregierung, er ernennt den Reichskanzler und die Reichsminister. Diese müssen das Vertrauen der Reichstagsmehrheit haben und müssen zurücktreten, wenn ihnen der Reichstag durch ausdrücklichen Beschluß das Vertrauen entzieht. Das nennt man das parlamentarische System.

Die Reichsregierung besteht aus dem Reichskanzler und den Reichsministern. Deren sind es zurzeit zwölf; nämlich der Minister des Auswärtigen, des Inneren, der Reichswirtschaftsminister, der Reichsarbeitsminister, Reichswehrminister, Reichsjustizminister, Reichsschatzminister, Reichsverkehrsminister, Ernährungs- und Landwirtschaftsminister, Finanzminister, Wiederaufbauminister und Postminister. Daraus geht schon hervor, daß vieles, was bisher Sache der Einzelstaaten gewesen ist, jetzt Sache des Reiches geworden ist. Wir haben früher zum Beispiel wohl preussische, württembergische, bayrische, badische Eisenbahnen gehabt, aber keine deutschen. Schon Bismarck hatte die Eisenbahnen zur Sache des Reiches machen wollen; aber die Regierungen gingen nicht darauf ein. Später sah man's wohl ein, daß das nicht richtig war; aber nun wollte der größte Staat, Preußen, nicht mehr. Und häufig haben die Eisenbahnverwaltungen der Einzelstaaten sich Wettbewerb gemacht und einander geschädigt, statt einander in die Hände zu arbeiten.

In der Verfassung wurde daher die Reichseisenbahn festgelegt. Sie sollte keinen langen Bestand haben. Denn unsere Feinde sahen in den deutschen Eisenbahnen ein ausgezeichnetes Ausbeutungsfeld für sich selber. So haben sie es mit Hilfe des sogenannten Dawesgutachtens durchgesetzt, daß die deutschen Eisenbahnen in das Eigentum und die Verwaltung einer privaten Aktiengesellschaft übergehen sollen, die jährlich einen bestimmten Ertrag als Reparation an die Feindstaaten abliefern soll. Im Verwaltungsrat dieser Gesellschaft sind auch Ausländer, während der Direktor vom Reiche ernannt wird. So haben wir jetzt wohl eine Reichseisenbahngesellschaft, aber keine Reichseisenbahnen mehr. Die Post ist und bleibt Sache des Reiches. Ganz anders ist das Steuerwesen geworden. Man unterscheidet bei den Steuern, die jeder Staat braucht, wenn er seinen Aufgaben nachkommen will, indirekte und direkte Steuern. Die letzteren sind solche, die auf dem Steuerzettel stehen, also als Steuern vom einzelnen erhoben werden. Die indirekten Steuern dagegen werden auf gewisse Verbrauchsgegenstände gelegt. So ist zum Beispiel das Bier, der Branntwein, der Wein, der Tabak mit Steuern belegt, die zunächst der Erzeuger zu bezahlen hat. Der aber verkauft dann natürlich seine Ware um so teurer. Wer also Bier, Branntwein, Wein trinkt oder Tabak raucht, der bezahlt jedesmal eine Steuer

an das Reich. Und das mit Recht. Denn alle diese Dinge sind nicht notwendige Lebensbedürfnisse; wem das zu viel ist, der kann ja das Trinken und Rauchen unterlassen; das wird ihm gar nichts schaden, sondern nur seiner Gesundheit zuträglich sein. Aber allerdings sind auch andere Dinge, die man sehr notwendig braucht, zum Beispiel Kohlen, mit Steuern belegt; auch durch die Zölle, die auf Einfuhr von Waren gelegt werden, die vom Auslande kommen, werden viele Lebensbedürfnisse wesentlich verteuert; aber das Reich muß eben diese Einnahmen haben.

Früher war es so, daß das Reich nur indirekte Steuern gehabt hat. Reichte der Ertrag nicht aus, so mußten die Einzelstaaten das Fehlende aufbringen durch die sogenannten Matrikularumlagen. Jetzt ist's anders. Jetzt hat das Reich die direkten Steuern, unter denen die allerwichtigste die Reichseinkommensteuer ist. Von den Einnahmen dieser Steuer erhalten die Länder einen Anteil.

Aufgaben, die bisher die Einzelstaaten selbständig geregelt hatten, nimmt jetzt das Reich in die Hand. So ist's mit dem Schul- und Bildungswesen. Die Verfassung bestimmt, daß das ganze Unterrichtswesen einheitlich aufzubauen sei. Die unterste Stufe ist die Grundschule. Sie dauert vier Jahre. Sämtliche deutschen Kinder haben sie zu besuchen; ob die Eltern reich oder arm sind, ob sie dem Beamten-, Fabrikanten-, Bauern- oder Arbeiterstande angehören, das macht keinen Unterschied; sie haben alle ein und dieselbe Schule zu besuchen. Von der Grundschule aus findet dann der Übergang entweder in die Volksschule oder in die höheren Schulen statt. Die einzelnen Länder können dann innerhalb dieser Bestimmungen ihr Schulwesen so ordnen, wie es für ihre Verhältnisse paßt.

So ist äußerlich zwar die Reichseinheit durch die Verfassung fester begründet worden als zuvor. Bismarck hatte mit großer staatsmännischer Weisheit den Bundesstaaten möglichst viel Bewegungsfreiheit gelassen, weil ihm daran gelegen war, daß sie sich wohl fühlen im Verbande des Reiches. Ob mit der äußerlichen straffen Einheit der Reichsverfassung auch ein innerliches festeres Zusammenwachsen der Teile Hand in Hand geht, das bleibt abzuwarten. Schon jetzt regen sich, namentlich in Bayern, allerlei Sonderbestrebungen. Die Gefahr war groß, daß nach unserem Zusammenbruch und nach der Revolution auch die deutsche Einheit zusammenbrechen würde! Nichts wäre den Franzosen erwünschter gewesen. Denn diese hatten seit Jahrhunderten ihre ganze Politik auf einem zerrissenen Deutschland aufgebaut und hatten immer, wie in den Napoleonischen Kriegen, den deutschen Süden gegen den deutschen Norden ausgespielt. Im Kriege schon hatten sie dasselbe Spiel

getrieben und im Feld durch Flugblätter unsere Soldaten gegen die Preußen aufzuheizen gesucht, und im Inlande hatten sie es durch ihre Agenten, zu denen leider auch Deutsche gehörten, ebenso gemacht; und leider fanden sich überall genug törichte Deutsche, die diesen Kniff der Franzosen nicht durchschauten und ihren Lügen Glauben schenkten. Und jetzt hofften sie: die Frucht unseres Sieges muß und wird die sein, daß Deutschland wieder zerrissen wird. Diese Hoffnung ist zunichte geworden. Zu fest ist doch in diesen fünfzig Jahren der Gedanke der Einheit gewurzelt, als daß der Deutsche freiwillig darauf verzichtet hätte. Das war den Franzosen eine schlimme Enttäuschung. Aber sie gaben die Hoffnung trotzdem nicht auf. Die deutsche Reichsverfassung hat den Anschluß Deutsch-Osterreichs an das Reich vorgesehen. Da erhoben die Franzosen Einspruch und erklärten: das darf nicht sein. Wir Deutsche müssen uns das gefallen lassen; denn wir sind schwach. Aber der Tag wird kommen, an dem auch diese getrennten Brüder mit dem Reiche vereinigt werden. Ferner: im Saargebiet, das ihrer Verwaltung unterstellt ist, suchen sie die Losreißung von Deutschland vorzubereiten. In den besetzten Gebieten jenseits des Rheins wollen sie die Errichtung einer rheinischen Republik unter dem Schutze Frankreichs vorbereiten, und leider haben sich auch dort deutsche Verräter gefunden, die ihnen in die Hände arbeiten. Nach München haben sie einen besonderen französischen Gesandten geschickt, der ganz unter der Hand die Losreißung Bayerns vom Reiche fördern soll; und auch dort hat er Verräter gefunden, die sich in den Dienst Frankreichs gestellt haben. Dort, in Bayern, hofften die Franzosen auf einen großen Erfolg; aber wenn auch die Bayern sich nicht von Berlin aus wollen kommandieren lassen, die Reichseinheit lassen sie unter keinen Umständen zerstören.

Trotz aller Bemühungen der Feinde ist das Reich erhalten geblieben.

Aber die Verfassung trifft auch Bestimmungen über die **Grunde**
rechte und Grundpflichten der Deutschen.

Wer Glied eines geordneten Staates ist, der genießt gewisse Rechte. Wo kein geordnetes Staatswesen ist, da ist der einzelne rechtlos; da hat nur der das Recht in der Hand, der stark ist; aber der Schwache findet kein Recht. Wir haben auch Zeiten gehabt in der Geschichte Deutschlands, wo es so aussah. Das war die Zeit des Faustrechts; da fehlte die staatliche Gewalt, jedermann tat, was ihm recht deuchte, und so kam eben der Schwache am übelsten weg. Es hat andere Zeiten gegeben in unserer Geschichte, da war wohl eine starke Staatsgewalt da. Aber sie behandelte die Glieder des Volkes ungleich, gab dem einen Stande nur Rechte, dem andern nur Pflichten. So war's doch manchmal in den Zeiten der unumschränkten Fürstengewalt im 17. und

18. Jahrhundert. Der jetzige Staat aber will nicht bloß ein fester und starker, sondern vor allem auch ein freier Staat sein. Darum verbürgt er, wie übrigens schon der alte Staat, allen Deutschen die Gleichheit vor dem Gesetze. Kein Stand hat mehr ein besonderes Vorrecht, auch besteht zwischen Mann und Frau kein Unterschied mehr vor dem Gesetze. Jedes Amt soll dem zugänglich sein, der dazu befähigt ist. Um ein hohes Staatsamt zu erreichen, Minister oder Reichskanzler oder Gesandter zu werden, dazu war früher in Preußen sehr erwünscht, daß man einer höheren Gesellschaftsklasse, womöglich dem Adel angehörte. In Württemberg ist das anders gewesen. Jetzt sind überall, auch in Preußen, diese Vorrechte abgeschafft, und es ist gut so.

Die Person jedes Deutschen ist unverletzlich. Niemand darf verhaftet und damit seiner persönlichen Freiheit beraubt werden, es sei denn auf Grund des Gesetzes und eines Haftbefehls des Richters. Das war schon in der alten Verfassung so. Es hat aber Zeiten gegeben, da war's ganz anders. In dem Frankreich vor der großen Revolution durfte man jeden Menschen auf Grund eines königlichen „lettre de cachet“, das heißt eines Geheimbriefes verhaften und einsperren lassen, ohne Urteil und Recht — und gerade das hat den Anlaß zum Sturm auf die Bastille gegeben. In Württemberg war's unter Herzog Karl auch nicht besser, und in andern deutschen Staaten war's ähnlich. Nur nicht in Preußen; denn dort hatte Friedrich der Große mit diesem Unrecht aufgeräumt. Und wie die Person jedes Deutschen, so ist auch seine Wohnung unverletzlich; sie darf von niemandem gegen seinen Willen betreten werden.

Es ist auch jedem Deutschen sein Eigentum gewährleistet. Daß einem Menschen einfach sein Eigentum weggenommen wird ohne Entschädigung, das darf in einem geordneten und gebildeten Staate nicht sein. So etwas ist in Sowjetrußland geschehen, und geschieht heute noch in Polen, in Serbien, in Rumänien, auch in Frankreich den Deutschen gegenüber; aber in einem wirklich freien, geordneten Staatswesen darf das nicht geschehen. Nur eine Ausnahme gibt's. Wenn sich's ums Wohl der Gesamtheit handelt, da muß der einzelne zurücktreten. Wenn zum Beispiel eine Straße oder eine Eisenbahn gebaut wird, da muß der Grund und Boden, den der Staat dazu braucht, unter Umständen auch gegen den Willen des Besitzers genommen werden, aber natürlich nur gegen gute Entschädigung. Das nennt man Zwangsenteignung.

Ferner hat jeder Deutsche das Recht der Freizügigkeit, das heißt, er kann im ganzen Deutschen Reiche hinziehen und sich niederlassen, wo er will. Und hat er sich an einem Orte mehr als zwei Jahre aufgehalten, so erwirbt er den Unterstützungswohnsitz. Das heißt, die

Gemeinde, in der er sich aufhält, ist verpflichtet, ihn zu unterstützen, wenn er hilfsbedürftig ist.

Alle Bewohner des Reiches genießen volle Glaubens- und Religionsfreiheit. Früher gab's eine Staatsreligion; ein Abfall von dieser zu einer andern Religion galt als strafbares Verbrechen. So war's noch im Mittelalter, so war's noch in der Neuzeit in vielen Staaten. Auch die Religionsfreiheit, die im Augsburger Religionsfrieden und im Westfälischen Frieden zugestanden war, war keine Religionsfreiheit des einzelnen Menschen. Vielmehr galt in jedem Staate eine Religion oder ein Bekenntnis als das herrschende; andere Bekenntnisse waren zwar geduldet, durften aber ihren Gottesdienst nicht öffentlich ausüben. Da hat auch wieder Friedrich der Große der Freiheit die Bahn gemacht; denn er erklärte: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Fassung selig werden.“ Aber wenn auch tatsächlich Religionsfreiheit bestand, so brachte es doch mancherlei Schwierigkeiten und Nachteile mit sich, wenn einer nicht Glied einer christlichen Kirche war. Es war für einen solchen immerhin schwer, ein öffentliches Amt zu erlangen. Jetzt ist es ausdrücklich ausgesprochen, daß niemandem irgend ein Nachteil aus seiner religiösen Überzeugung erwachsen darf. Auch die Kirchen sind nicht mehr mit dem Staate verbunden wie früher; sie sind vom Staate frei.

Besonders wichtig ist die Pressfreiheit. Jeder hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort und Schrift zu äußern. In besonders gefährlichen Zeiten kann allerdings auch diese Freiheit eingeschränkt werden. Während des Krieges gab's die Zensur, das heißt, alle Druckschriften, vor allem alle Zeitungen, mußten vor der Veröffentlichung der Militärbehörde zur Beurteilung vorgelegt werden, und die strich weg, was ihr nicht paßte. So kann auch jetzt noch der Belagerungszustand verhängt werden, und dann gilt die Zensur wieder; denn in solchen Zeiten geht die Sicherheit des Staates über die Freiheit des einzelnen. — Und endlich haben auch alle Deutschen volle Versammlungs- und Vereinsfreiheit. Sie können sich friedlich versammeln, wo sie wollen, und können Vereine und Gesellschaften bilden, wie sie wollen, wenn sie den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen.

Das ist eine große Summe von Rechten. Es gibt jetzt keinen Staat in der Welt, der eine so freiheitliche Verfassung hätte, wie das Deutsche Reich. Aber zu allen Rechten gehören Pflichten. Rechte ohne Pflichten sind nicht bloß wertlos, sondern für das Ganze schädlich. Deshalb hat ein großer Deutscher vor mehr als hundert Jahren gesagt — es war der General Gneisenau:

„Begeist're du das menschliche Geschlecht
Für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht.“

Nur wo die Staatsbürger ihrer Pflicht gegen die Gesamtheit eingedenk sind, kann der Staat gedeihen. Wer von dem Staate, das heißt der Allgemeinheit einen Nutzen haben will, der muß auch etwas für sie leisten. Was denn? Zuerst das Allgmeinste: er muß den Gesetzen gehorchen, also auch denen, die zur Handhabung von Gesetz und Ordnung aufgestellt sind, der Obrigkeit und ihren Organen. Da dürfen wir nicht bloß daran denken, daß wir uns nichts zuschulden kommen lassen, was uns mit dem Strafgesetzbuch in Zusammenstoß bringt. Auch in kleineren und einfacheren Dingen muß sich's zeigen, ob wir uns unserer staatsbürgerlichen Pflichten bewußt sind oder nicht. Wer zum Beispiel in einem Nichtraucherabteil der Eisenbahn raucht, der zeigt damit nicht bloß, daß er ein ungebildeter Mensch ist, sondern er ist auch ein schlechter Staatsbürger, weil er die Ordnungen nicht achtet, die zum Besten der Allgemeinheit erlassen sind. Ebenso wer auf dem Bürgersteig einer Landstraße radfährt und von dem entgegenkommenden Fußgänger erwartet, daß er ihm ausweiche — und was dergleichen Ungezogenheiten und Pflichtwidrigkeiten mehr sind.

Eine der wichtigsten Pflichten des Staatsbürgers ist die *Steuerpflicht*. Wie soll der Staat seine tausendfältigen Aufgaben lösen können, wenn er nicht die Einnahmen hat, die dazu nötig sind, und die er bloß durch Steuern erheben kann? Der rechte Staatsbürger drückt sich nicht um die Steuern, sondern gibt seine Einnahmen recht an und versteuert sie nach dem Gesetz. Steuerdrückerei ist um kein Haar besser als Diebstahl.

Seit Jahrhunderten ist in Deutschland die *allgemeine Schulpflicht* eingeführt; unser Deutschland ist damit allen andern europäischen Staaten vorangegangen. Die Verfassung spricht sie aufs neue aus und setzt sie auf acht Jahre und die Fortbildungspflicht auf drei Jahre fest.

Wer vom Staate einen Nutzen haben will, der muß *arbeiten*. So hat auch die Verfassung die *allgemeine Arbeitspflicht* als Grundpflicht des Deutschen aufgestellt. Jeder Deutsche ist verpflichtet, seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamtheit erfordert. Wer seine Zeit mit Nichtstun vergeudet und bloß von seinem Gelde lebt, ist ein unnützes Glied des Staates. Wer seine Arbeit darauf verwendet, durch Auswucherung seiner Mitbürger sich selbst zu bereichern, ist geradezu ein schädliches Glied der menschlichen Gesellschaft und verdient den Schutz und die Wohlthaten des Staates nicht. Wer immer wieder kürzere Arbeit und

höheren Lohn fordert, der denkt nur an sich und seinen Gewinn, nicht aber an das Wohl der Gesamtheit. Und wer den Unternehmergeinn in einer Weise steigert, daß die Allgemeinheit darunter leidet, der ist wieder ein Schädling an dem Körper des Staates. Gerade diese Grundpflicht der Deutschen ist noch viel zu wenig erkannt und geübt, und doch ruht in der Ausübung dieser Pflicht vor allem die Hoffnung auf einen Aufstieg unseres Volkes.

Einen Nachwuchs heranzuziehen, der für die Gesamtheit nützlich und brauchbar ist, das ist Pflicht der Eltern. Es gibt heute Parteien, die den Eltern das Erziehungsrecht und die Erziehungspflicht abnehmen und die Kinder in Staatsanstalten erzogen wissen wollen. Das ist ein unmögliches Ding, vor allem für uns Deutsche, die wir Gemütsmenschen sind. Welcher Vater, welche Mutter wollte ihre Kinder in zartestem Alter aus der Hand geben in eine Anstalt, in der man ihnen unmöglich dieselbe Liebe zuteil werden lassen kann, wie in der Familie? Die Familie muß die Urzelle sein, auf der der Staat sich aufbaut. Aber der Staat muß dann auch dafür sorgen, daß ein Familienleben überhaupt möglich ist. Wo nicht bloß der Vater, sondern auch die Mutter ins Geschäft gehen muß, da ist der Familie die Seele genommen; und wenn die Wohnungsverhältnisse so menschenunwürdig sind wie in vielen Großstädten — vor allem in der Reichshauptstadt — so ist ein Familienleben unmöglich. Hier bleibt dem Staate noch sehr viel zu tun übrig.

Der Deutsche hat ferner die Pflicht zur Übernahme von nicht bezahlten Ehrenämtern, zum Beispiel in der Verwaltung der Gemeinden; und endlich hat er die Pflicht, gemeingefährliche Verbrechen zur Anzeige zu bringen.

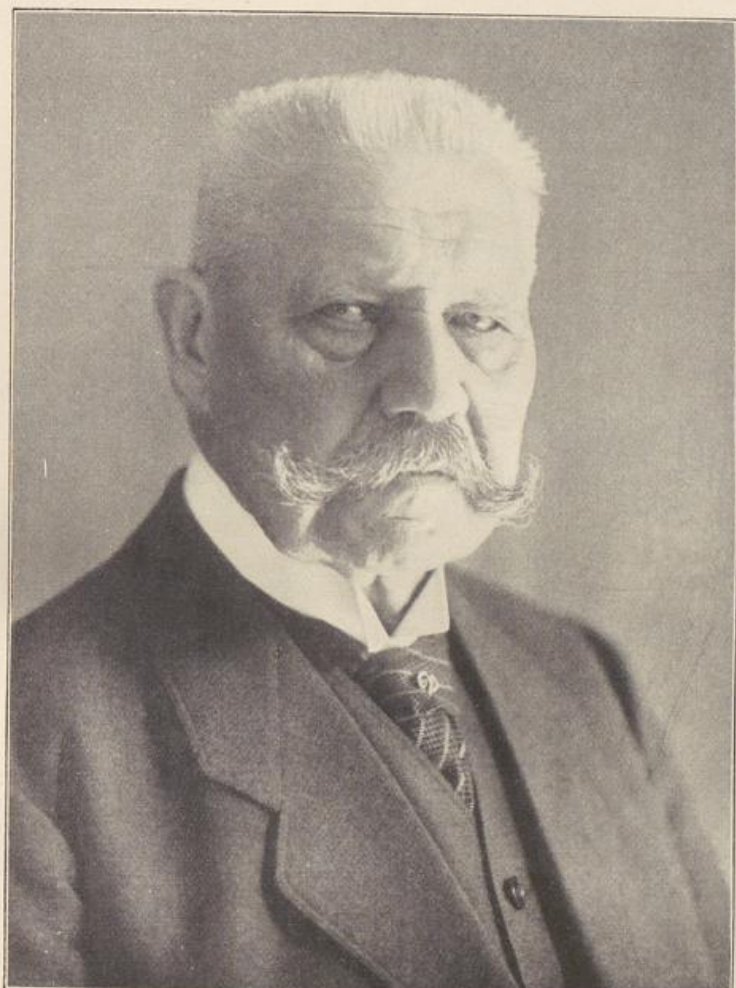
Bis zum Versailler Frieden bestand auch die *a l l g e m e i n e W e h r p f l i c h t*. Das ist eine uralte deutsche Einrichtung. Aber die Feinde, vor allem die Franzosen, haben die allgemeine Wehrpflicht bei uns verboten, für sich aber beibehalten. Das kann auf die Dauer nicht bleiben: entweder muß die Wehrpflicht bei uns wieder eingeführt oder muß sie, wenn's wirklich zu einem Weltfrieden kommen soll, auch bei den andern Völkern abgeschafft werden.

Die Fertigstellung der Reichsverfassung war das größte und schönste Werk, das die Nationalversammlung in Weimar auszuführen hatte. Es ist die freieste Verfassung, die die Welt kennt. Ob auch die beste? Das wird ganz davon abhängen, welchen Gebrauch das deutsche Volk von den ihm durch die Verfassung verliehenen Rechten macht.

5. Die Jahre nach dem Krieg.

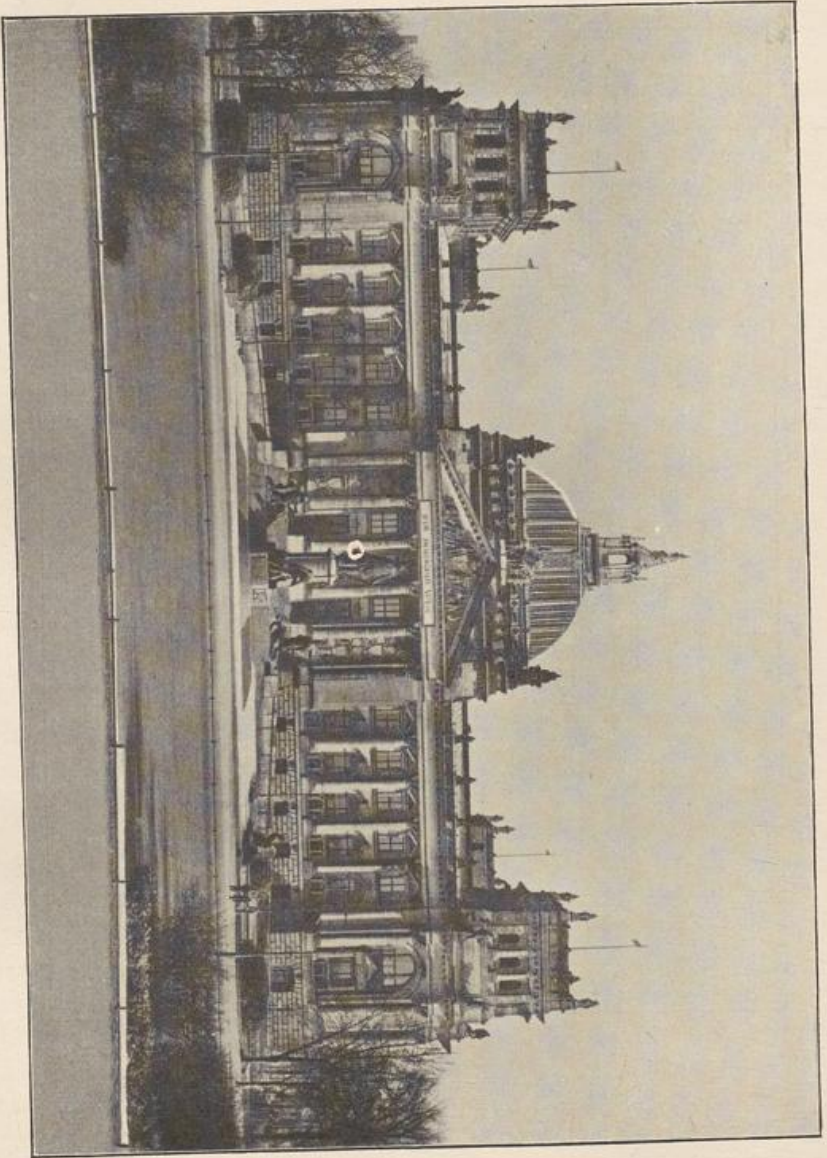
Die Reichsverfassung kann nur dann von Segen sein, wenn die Masse des Volkes von wirklicher Staatsgesinnung erfüllt ist und es vermag das Allgemeinwohl über das Wohl des einzelnen zu setzen. Das ist bis jetzt nicht der Fall. Nur wenige haben solche Gesinnung; die meisten wollen nicht der Gesamtheit dienen; vielmehr soll die Gesamtheit ihnen dienen und ihr Wohlergehen fördern. Und auch die Parteien machen's nicht anders. Da stellt die eine das Wohl des Bauernstandes, die andere das Wohl des Arbeiterstandes obenhin; wieder eine andere hat das Gedeihen der Unternehmer, der Industrie, des Kapitals, im Auge, und eine sieht in dem Ansehen und der Macht der katholischen Kirche das Heil. Eine möchte von dem Bestehenden soviel als möglich erhalten und stellt das deutsche Volkstum über alles; eine andere will vom deutschen Volk nichts wissen, sondern nur von der Menschheit und hält die bestehenden Zustände für so schlecht, daß man sie mit Stumpf und Stiel zerstören müsse. Die beiden letztgenannten Parteien sind die äußerste Rechte und die äußerste Linke; die Völkischen also und die Kommunisten. In andern Ländern sind die Gegensätze der Parteien auch vorhanden; aber doch haben alle Parteien ein Gemeinsames, das sie einigt. Das ist das Vaterland und sein Gedeihen. Aber so weit sind wir Deutsche leider noch nicht.

So ist seit der Einführung der Republik bei uns eine *Parteiherrschaft* entstanden, die nicht gut ist. Diejenige Partei, die bei den Wahlen die meisten Stimmen erhalten hat, soll die Regierung bilden. Allein bei der großen Zahl der Parteien wird in Deutschland wohl nie eine Partei die völlige Mehrheit haben. So muß sich die größte Partei mit andern verbinden und ein Ministerium zu bilden suchen; das nennt man ein *Koalitionsministerium*. Da will dann jede der Regierungsparteien einige Minister stellen; und man fragt bei der Auswahl der Minister nicht nach der Tüchtigkeit und der Sachkunde, sondern nach der Parteizugehörigkeit. So war's namentlich in der ersten Zeit nach der Revolution. Da machte man in Preußen einen Mann, der keinen Brief ohne Fehler schreiben konnte, zum Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung; und in andern Ländern kam Ähnliches vor. Darin ist man seither klüger geworden, da die beiden Reichstagswahlen 1920 und 1924 viel gemäßigter ausgefallen sind als die Wahlen zur Nationalversammlung 1919. Aber die Parteiherrschaft ist immer noch da. Deshalb hören auch die Regierungswechsel nicht auf; und während Deutschland von 1871 bis 1890 nur einen Reichskanzler



Phot. Kesten & Co., München

Reichspräsident von Hindenburg



Das Reichstagsgebäude in Berlin

hatte, haben wir seit 1918 deren schon elf gehabt. Da fehlt's an der Stetigkeit und inneren Geschlossenheit der Regierung.

Die alte Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit ist unter dem Einflusse des Krieges und der Revolution weiten Kreisen in unserm Volke abhanden gekommen. Viele haben geglaubt, man könne nach einem verlorenen Kriege weniger arbeiten und doch besser leben als vorher; so ist beinahe durch alle Kreise unseres Volkes die Losung hindurchgegangen: möglichst wenig arbeiten, möglichst viel verdienen. Das ging durch sehr viele Glieder aller Stände hindurch. Es sollte sich bald zeigen, daß das unmöglich ist. Reich und Staaten mußten, nachdem sie erst eine Menge von weiteren Beamten angestellt hatten, Entlassungen vornehmen und den im Dienste bleibenden das Gehalt kürzen; und ähnlich ging es in der Industrie. Das ist aber nicht abgegangen ohne schwere Kämpfe. Die Arbeiterschaft hatte geglaubt, jetzt bekomme sie die Macht in die Hand im Staate und in der Industrie; jetzt breche eine neue Zeit an, in der die Verheißungen vom Zukunftsstaate in Erfüllung gehen. Das war eine Täuschung: denn die Arbeiterschaft der andern Länder, in Frankreich, England, Italien, Amerika, machte nicht mit; dort ging der Betrieb der Industrie weiter wie bisher. Deutschland aber, das geschlagene Land, konnte unmöglich weniger arbeiten lassen und mehr zahlen als andere Länder; sonst hätte von Ausfuhr gar nicht die Rede sein können. So gab's unaufhörliche Streiks, in denen bald die Arbeitnehmer, bald die Arbeitgeber den Sieg davontrugen, die aber alle eine schwere Schädigung am Volksvermögen bedeuteten. Und weil die Arbeiterschaft sich in allen ihren Hoffnungen betrogen sah, so sonderte sich von den Sozialdemokraten eine ganz radikale Partei ab, erst Spartakisten, später Kommunisten genannt, die den Umsturz alles Bestehenden und die Diktatur des Proletariats anstrebten. Ganz nach russischem Vorbilde; die Bewegung wird auch von russischem Gelde gespeist. Die Kommunisten sehen die russische Sowjet- oder Räterepublik als ihr Ziel an und malen die dortigen Zustände in rosenfarbenen Farben. Daß die Räteregierung dort nur eine Gewaltherrschaft einzelner Männer ist, daß mit Strömen von Blut, mit Menschenopfern, die den Opfern des Weltkriegs nahekommen, diese Herrschaft gegründet wurde und aufrecht erhalten wird, daß dort ein ungeheures Chaos entstanden ist, daß einige wenige im höchsten Luxus schwelgen, während Millionen verhungert sind — davon sagt man nichts. So hat's in diesen Jahren eine Reihe von schweren Aufständen der Kommunisten gegeben, die mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten: in München, wo die Räterepublik errichtet wurde, in Berlin, Hamburg, Bremen, in Mitteldeutschland und im Ruhrgebiet.

Wie sehr durch Krieg und Revolution die Sittlichkeit im Volke notgelitten hatte und der Unterschied von Recht und Unrecht vielen ganz abhanden gekommen war, das zeigte sich in vielen schweren Untaten, die in diesen Jahren vorgekommen sind. Es kamen politische Morde vor (Erzberger und Rathenau); in den inneren Kämpfen zwischen Regierung und Kommunisten wurde von den letzteren mit wilder Grausamkeit vorgegangen; in Sachsen hat längere Zeit ein Räuberhauptmann Max Hölz alles in Schrecken gehalten, bis er endlich gefaßt und verurteilt wurde. Auch Gräber von Fürsten und von anderen großen Männern Deutschlands waren nicht mehr heilig; sie wurden vielfach erbrochen und ausgeplündert. Zum Schlimmsten aber gehörte, daß sich im besetzten und unbesetzten Gebiete Verräter genug fanden, die ihr Vaterland ums Geld an die Franzosen verrieten. — Das Lagen nach Geld, das schon während des Kriegs so schlimm gewesen war, hörte nicht auf. Spekulationen mit ausländischem Gelde in der Zeit unseres Währungssturzes, Schiebungen von Waren nach dem besetzten Gebiete boten für gewissenlose Menschen Gelegenheit genug, ohne Mühe Millionen und aber Millionen zu verdienen. So entstand eine neue Gesellschaftsschicht von Reichen; es kamen zu den Kriegsgewinnlern die Nachkriegsgewinnler. Dagegen litt der Mittelstand schwer. Vor allem gerieten diejenigen Leute, die durch Fleiß und Sparsamkeit sich früher ein Vermögen redlich erworben hatten, um sich damit ein sorgenfreies Alter zu bereiten, in schwerste Not; sie konnten nicht mehr leben, und der Staat mußte zu allen seinen übrigen Lasten hin auch die Sorge für diese Rentner übernehmen, um sie vor dem Hungertode zu retten. — Alle diese Zustände sind Krankheitserscheinungen am Körper des deutschen Volkes; aber wir hoffen, daß auch wieder die Genesung kommen wird.

All das hängt aufs engste zusammen mit der Lage unseres Vaterlandes nach außen. Franzosen, Engländer und alle andern haben die Macht in Händen, und sie haben sie aufs rücksichtsloseste ausgenützt.

Bis zum Mai 1921 sollte nach dem Versailler Frieden Deutschland das volle Maß seiner Wiedergutmachungslasten erfahren. Im Januar 1921 beschloßen unsere Feinde in Paris, daß Deutschland in 42 Jahren 226 Milliarden in Gold entrichten solle, dazu eine Ausfuhrtaxe von 15 Prozent. Man hatte uns vorher unsere Eisenerze genommen, unsere Kohlen; man hatte große landwirtschaftliche Gebiete uns entrißen, uns alle unsere Handelsschiffe, dazu unsere Kolonien genommen — und jetzt heißt es: so, nun zahlet 226 Milliarden! Das war nun völliger Wahnsinn; kein Land der Welt, auch das reichste nicht, wäre imstande gewesen auch nur annähernd das zu zahlen, was hier von dem ausgeplünderten Deutschland verlangt wurde. Auch unsere Feinde wußten

sehr gut, daß sie damit unmögliche Forderungen stellten. Allein sie wollten ja Unmögliches fordern, um dann jederzeit sagen zu können: Deutschland erfüllt seine Verpflichtungen nicht. Die Folge sollten dann Strafen über Strafen sein: neue Lasten, neue Besetzungen von deutschen Gebieten. Deutschland soll zum Sklavenvolk erniedrigt werden, das für alle Zeiten seinen brutalen Unterdrückern den Ertrag seiner sauren Arbeit abzuliefern hat. Das war schon während des Kriegs die Absicht unserer Feinde gewesen; nur Träumer hatten von unsern Feinden Besseres erwartet. Sie hatten ja beim Waffenstillstand feierlich vor aller Welt sich auf Wilsons vierzehn Punkte verpflichtet, also einen Frieden der Gerechtigkeit verheißen. Allein diese feierlichen Zusagen zu brechen, machte ihnen keine Gewissensbisse; hatte doch ihr Urheber selber sie gebrochen.

Die deutsche Regierung hat auf dieses wahnsinnige Verlangen hin sich erboten, 58 Milliarden innerhalb dreißig Jahren zu bezahlen; das würde mit Verzinsung immer noch auf die Riesensumme von 150 Milliarden herauskommen. Daraufhin besetzten die Franzosen die Ruhrhäfen Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort. Nunmehr stellten die Feinde ein Ultimatum auf, das 132 Goldmilliarden in jährlichen Beträgen von 2 Milliarden und eine Ausfuhrabgabe von 26 Prozent des Wertes der Waren forderte. Daß damit die Ausfuhr tatsächlich unmöglich gemacht war, weil eine so belastete Ware unmöglich den Wettbewerb auf dem Weltmarkte aufnehmen konnte, kümmerte sie nicht; sie wollten ja Unmögliches verlangen. Der Reichstag stimmte mit einer kleinen Mehrheit für Annahme des Ultimatus.

Mittlerweile hatte die Abstimmung in Oberschlesien stattgefunden. Obgleich das Land von Franzosen, Engländern und Italienern besetzt war, obgleich die Franzosen alle Mittel der Drohungen und der Bestechung aufgewendet hatten, um ein für Polen günstiges Ergebnis zu erzielen, so stimmten doch 65 Prozent für das Verbleiben bei Deutschland und nur 35 Prozent für den Übergang an Polen. Damit schien dieses große, wertvolle Industriegebiet für Deutschland gerettet zu sein. Aber weit gefehlt! Die Abstimmung unterlag noch der Genehmigung des Feindbundes. Die Feinde aber konnten sich nicht einigen und überwiesen die Entscheidung dem Völkerbunde. Dieser setzte einen Ausschuß ein, der je einen Vertreter von Belgien, Brasilien, China und Spanien zählte. Der Belgier stand von vornherein auf der Seite unserer Feinde; der Brasilianer und der Chinese wußten kaum, wo Oberschlesien liegt, und hatten keine Ahnung von der Bedeutung der Sache; und nur der Spanier war für Gerechtigkeit. Allein er unterlag der Mehrheit, und diese

beschloß, daß trotz der Abstimmung das Hauptindustriegebiet des Landes mit seinen Schätzen von Kohle, Eisen, Zink und Blei an Polen fallen sollte. Das war die Gerechtigkeit des Völkerbundes.

Trotz dieses handgreiflichen Bruchs aller Zusagen hat Deutschland am 1. August 1921 die erste Goldmilliarde bezahlt. Allein unter dem Einflusse dieser Zahlung sank der Wert der Mark auf zwei Pfennig, so daß die Regierung vor der nächsten Zahlung Aufschub verlangen mußte. Da kam in Frankreich der Hauptanstifter des Weltkriegs und geschworene Feind Deutschlands, Poincaré, ans Ruder. Vergebens wies der neue deutsche Minister des Auswärtigen, Rathenau, nach, daß Deutschland bisher schon an Gold- und Sachlieferungen 45 Milliarden entrichtet habe und daß der Wert der entrissenen Gebiete und Kolonien weitere 54 Milliarden betrage. — Die Franzosen wollten unerfüllbare Forderungen stellen. Poincaré selber hat französischen Zeitungsschreibern erklärt, es wäre ihm sehr unangenehm, wenn die Deutschen zahlen würden. „Ich für meinen Teil ziehe die Besetzung und Eroberung dem Einstreichen von Kapitalien und den Wiedergutmachungen vor. Das einzige Mittel, den Frieden von Versailles zu retten, besteht darin, die Dinge so zu richten, daß unsere besiegten Gegner ihn nicht halten können.“

Die deutsche Währung sank immer mehr, so daß im November 1922 die deutsche Regierung ihre Zahlungsunfähigkeit erklären mußte. Seit Jahren hatte die Regierung durch Druck von weiterem Papiergeld Zahlungsmittel schaffen müssen; die unausbleibliche Folge war, daß der Wert der Mark immer weiter sank und die Preise aller Lebensbedürfnisse unaufhaltsam stiegen. Im November 1922 trat der Reichskanzler Wirth zurück; an seine Stelle trat der bisherige Direktor der Hamburg-Amerikalinie Cuno. — Auch die Feinde mußten nach und nach einsehen, daß ihre unsinnigen Forderungen ihnen selbst Schaden bringen. Namentlich erkannten die Engländer, daß der Friede ihnen bisher nichts gebracht habe als Arbeitslosigkeit. So beantragte der englische Minister Bonar Law in Paris zunächst einen vierjährigen Zahlungsaufschub und dann eine Entschädigung von 40 Milliarden, die in zwanzigjährigen Raten von je 2 Milliarden abgetragen werden sollten. Deutschland bot 30 Milliarden und außerdem einen auf ein Menschenalter gültigen Vertrag, nach dem alle Regierungen und Parlamente sich verpflichten sollten, ohne Volksabstimmung keinen Krieg zu führen. Die Franzosen behaupteten nämlich, Sorge vor einem Nachkrieg Deutschlands

zu haben, obgleich Deutschland völlig entwaffnet ist und nur ein Heer von 100 000 Mann halten darf; obgleich sie selbst 8—900 000 Mann ständig unter Waffen halten und mit allen neuzeitlichen Waffen überreichlich versehen sind. Außerdem haben sie den Oststaaten Polen, Tschechoslowakei, auch Rumänien Hunderte von Millionen für Rüstungszwecke geliehen, um sie auf Deutschland hegen zu können. Der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Frankreichs konnte unter diesen Umständen auch nur langsam vor sich gehen. An einem großen Teil der für diesen Zweck verwilligten Gelder haben sich Spekulanten und Lieferanten bereichert, und der Regierung selbst war es nicht ernst mit deren Aufbau; sie wollte möglichst lange im zerstörten Gebiete Trümmer haben, um sie aller Welt zeigen und sagen zu können: „Sehet! das haben die Deutschen getan! und jetzt weigern sie sich zu bezahlen.“

So wollte auch Poincaré von einer Verständigung über die Entschädigung gar nichts wissen. Er stellte fest, daß Deutschland mit Kohlen- und Holzlieferungen im Rückstande geblieben sei und ließ am 11. Januar 1923 französische Truppen in voller kriegsmäßiger Ausrüstung ins Ruhrgebiet einmarschieren und nach und nach das ganze Industriegebiet besetzen. Feierliche Proteste, die die Reichsregierung an alle Mächte richtete, verhallten ungehört.

Die Fabriken, die Bergwerke, die Eisenbahnen wurden von den Franzosen besetzt. Die Arbeiterschaft des Ruhrgebiets hatte sich von Anfang an geweigert, unter dem Zwang französischer Bajonette zu arbeiten. Die Arbeitgeber schlossen sich ihnen an, und die Reichsregierung hat das gutgeheißen. Das war der sogenannte passive Widerstand; eine andere Waffe stand uns nicht zu Gebote.

Und nun begann eine Zeit namenloser Quälereien und Mißhandlungen für das Ruhrgebiet nicht bloß, sondern für das ganze besetzte Gebiet. Schon bisher hatte die Bevölkerung im altbesetzten Gebiet Namenloses zu erdulden gehabt. Französische Offiziere besetzten die Wohnungen, nahmen die besten Möbel für sich in Beschlag und schalteten und walteten mit brutalem Übermut; der Eigentümer mochte sehen, wo er unterkam. Mit recht teuflischer Berechnung hatten die Franzosen zur Besetzung auch schwarze und gelbe Truppen gewählt; es geschah, um den tapferen, vielfältiger Übermacht unterlegenen Gegner Tag für Tag zu beschimpfen. Unter den Roheiten der schwarzen Truppen hatten namentlich Frauen und Mädchen Unsägliches zu leiden. Wer den Franzosen irgendwie verdächtig war, wurde ausgewiesen, oft von heute auf morgen. Die Besatzung bezog ungeheure Gehälter: der gemeine Soldat mehr als im deutschen Heere der Hauptmann, und die Offiziere entsprechend. Deutschland hatte zu bezahlen. Dabei bezahlte

aber Frankreich seine schwarzen Truppen so erbärmlich, daß sie Hunger leiden mußten; den Überschuß schoben die Offiziere oder der französische Staat in die Tasche.

Alle Quälereien, die die Bevölkerung bisher hatte erdulden müssen, steigerten sich mit der Ruhrbesetzung. Die deutschen Eisenbahnbeamten, die sich weigerten ihren Dienst zu brechen und von der französischen Verwaltung Befehle entgegenzunehmen, wurden sämtlich ausgewiesen. Eine große Zahl von Schulen wurde für Zwecke des Heeres in Beschlag genommen. Daß damit viele Tausende von deutschen Kindern des geordneten Unterrichts beraubt wurden, kümmerte die Franzosen nicht. Männer, Frauen und Kinder wurden ohne Ursache hingemordet; auf jeden, der sich abends von 9 Uhr ab auf der Straße blicken ließ, durfte ohne jede Warnung geschossen werden. Bei dem geringsten Vergehen wurde auf barbarische Gefängnisstrafen erkannt. Als ein französischer Leutnant eines der Kruppwerke in Essen besetzte und die Arbeiter infolge dessen aus der Fabrik herausströmten und die Arbeit einstellten, ließ der Offizier ohne jede Veranlassung Feuer auf die Menge geben, wodurch dreizehn Menschen getötet und viele verwundet wurden. Das französische Kriegsgericht aber bestrafte nun nicht etwa den Leutnant, sondern eine Reihe von Direktoren der Kruppwerke mit 15—20 Jahren Zuchthaus. Die meisten waren zwar abwesend; aber der oberste Leiter der Werke, Krupp von Bohlen, hatte sich dem Kriegsgericht gestellt, weil er nichts vor seinen Arbeitern voraus haben wollte. Er wurde zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt und eingekerkert. Ließ irgendwo die zur Verzweiflung getriebene Bevölkerung sich zu Gewalttaten hinreißen, so wurde mit furchtbaren Strafen eingeschritten. Das Kriegsgericht in Werden hat neun Angeklagte zum Tode verurteilt. Der Kaufmann Schlageter, der wegen Gefährdung eines Eisenbahntransports zum Tode verurteilt wurde, ward erschossen. Er starb als Held, ein Märtyrer für Deutschlands Freiheit. Andere wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus „begnadigt“, eine Strafe schlimmer als der Tod; denn die Qualen, denen die Gefangenen in den französischen Gefängnissen ausgesetzt waren, sind unbeschreiblich. Viele wurden nach Frankreich oder nach den französischen Kolonien verschleppt. — Um mindestens das linke Rheinufer ganz an sich zu bringen, haben die Franzosen in der Rheinprovinz und der Pfalz die sogenannten Separatisten unterstützt, die auf eine Losreißung dieser Länder von Preußen und Bayern und Errichtung einer rheinischen Republik unter französischem Schutze hinarbeiteten. Es fanden sich leider auch hier erbärmliche Deutsche, die in den Sold des Feindes traten. Meist waren es verkommene, vielfach wegen gemeiner Verbrechen bestrafte Lumpen. Aber unter dem Schutze der Franzosen

konnten sie zeitweise, namentlich in der Pfalz, eine wahre Schreckensherrschaft ausüben. — Im Ruhrgebiet waren ganz gemeine Straßenräubereien seitens der französischen Soldaten an der Tagesordnung. Kein Wunder; ihre Offiziere hatten es ihnen vorgemacht, indem sie, wie es ihnen paßte, alles Geld, dessen sie in Banken und öffentlichen Kassen habhaft werden konnten, „beschlagnahmten“. Um die Bevölkerung endlich müde zu machen, verhinderten sie den Verkehr mit Lebensmittelzügen. Im ganzen sind im Ruhrgebiet über hundert Deutsche, meist ohne jede Ursache, erschossen worden; 170—180 000 wurden ausgewiesen, über 2000 schmachteten in französischen Gefängnissen. Erreicht haben die Franzosen durch die Besetzung nichts: denn die Kohlenlieferungen waren weit geringer als diejenigen, die sie vor der Besetzung erhalten hatten; allein die Quälereien der Bevölkerung und der Schaden fürs übrige Deutschland waren ungeheuer.

Denn das Deutsche Reich hat die Arbeitslosen unterhalten. Große Summen von Geld sind ins Ruhrgebiet gewandert; ein großer Teil wurde von den Franzosen immer wieder weggenommen und auf den Geldmarkt geworfen, um die deutsche Währung noch weiter herunterzudrücken. Sie sank auch in einer Weise, wie man es nie für möglich gehalten hätte. Die Notendruckereien kamen kaum noch mit dem Druck von neuem Papiergeld nach; zuletzt rechnete man nur noch mit Milliarden, ja Billionen und Trillionen. Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche sank der Markkurs. Wer heute ein paar Billionen eingenommen hatte, konnte sich schon morgen kaum mehr etwas um diese Riesensumme kaufen. Zuletzt galt der Dollar 4,2 Billionen Papiermark.

Das waren Zustände, die nicht so fortgehen konnten. Mehrfach hatte die Regierung Cuno versucht Verhandlungen anzuknüpfen; allein da Poincaré sich auf gar nichts einlassen und namentlich die Gefangenen nicht freilassen, die Ausgewiesenen nicht zurückkehren lassen wollte, so war nichts dabei herausgekommen. Cuno trat zurück, und der Führer der Deutschen Volkspartei *Stresemann* trat an die Stelle und blieb auch unter dem folgenden Reichskanzler, dem Zentrumsführer *Marr*, als Außenminister im Kabinett. Er hatte die schwere Aufgabe, den passiven Widerstand einzustellen. Erreicht wurde dadurch nichts; die Franzosen haben nicht das geringste Zugeständnis gemacht. Allein bei dem trostlosen Zustande der deutschen Finanzen wäre es unmöglich gewesen, den Widerstand weiterzuführen. Die Regierung hatte die weitere Aufgabe, eine Gesundung unserer Finanzen herbeizuführen. Sie brachte das fertig durch Einführung einer neuen Währung, der sogenannten Rentenmark, und durch Stilllegung der Notenpresse; ferner durch Kürzung der Gehälter und durch weitgehende Beamtenentlassungen. Es ist in der

Tat eine entschiedene Besserung der Lage dadurch erreicht worden; nur machte sich jetzt überall Geldmangel fühlbar, was für Landwirtschaft und Industrie außerordentlich mißlich war.

In der äußeren Politik hat die deutsche Regierung bis jetzt noch nichts Nennenswertes erreicht. Die ganze Welt, vor allem die am Kriege beteiligten Staaten, leiden darunter, daß dieser schlechte Frieden geschlossen wurde. Eine Konferenz der leitenden Staatsmänner folgt der andern. Sie sind alle vergeblich, weil alle Verhandlungen im alten Geiste des Egoismus, der Vergewaltigung und der Lüge geführt werden; und so lange dieser Geist bleibt, wird kein Friede. Die Staatsmänner der Feinde haben im Jahr 1924 eine Konferenz von „unparteiischen“ Sachverständigen zusammentreten lassen, die die Leistungsfähigkeit Deutschlands und seine wirtschaftlichen Verhältnisse untersuchen und Vorschläge für die Zahlungen machen sollte. Diese Sachverständigen haben auch unter dem Vorsitz des amerikanischen Generals Dawes getagt und ein Gutachten aufgestellt. Das enthält zwar manches Gute und Annehmbare; namentlich verlangt es, daß Deutschlands wirtschaftliche und Verwaltungshoheit in den besetzten Gebieten wiederhergestellt werden müsse. Aber im ganzen mutet es doch dem deutschen Volke unerschwingliche Leistungen zu. Es setzt wohl die jährlichen Leistungen Deutschlands fest, nicht aber die Gesamtsumme; und so geht auch dies Gutachten doch von dem Gedanken aus, daß man Deutschland auf unbestimmte Zeit tributpflichtig erhalten müsse.

Alle beteiligten Staaten haben sich bereit erklärt, auf dem Boden dieses Gutachtens weiter zu verhandeln. In England und Frankreich sind durch die Wahlen Arbeiterregierungen ans Ruder gekommen; auch in Frankreich ist Poincaré gestürzt und an seine Stelle der Sozialist Herriot getreten. Wer aber erwarten sollte, daß diese Regierungen besonders viel Verständnis und Teilnahme für andere Völker, namentlich für die Leiden Deutschlands haben würden, der würde sich gröblich täuschen. Sie stehen beide durch und durch auf nationaler Grundlage. Sie sind ferner gebunden durch die Rücksicht auf die vorhergegangene Regierung und werden sich sehr hüten, diese vor der Welt bloßzustellen. Sie werden sich vor allem hüten, die Archive zu öffnen und damit die ungeheure Lüge von der Alleinschuld Deutschlands am Kriege, auf der der ganze Versailler Frieden aufgebaut ist, zu offenbaren. Es wird wohl mit diesen Regierungen leichter zu verhandeln sein als mit Poincaré, aber große Hoffnungen dürfen wir nicht auf sie setzen; war doch eine der ersten Amtshandlungen der beiden Regierungen die Erneuerung der Militärkontrolle über Deutschland; und das, obgleich eine frühere englische Regierung ausdrücklich anerkannt hatte, daß die Entwaffnung

Deutschlands vollendet sei. Die übrige Welt erkennt zwar nach und nach, daß der Imperialismus und Militarismus auf seiten Frankreichs und Englands nicht bloß jetzt ist, sondern von jeher war; aber sie sieht allen französischen Roheiten und Gewalttaten mit gekreuzten Armen zu. Das Weltgewissen regt sich noch nicht.

Im Jahr 1925 wurde eine Konferenz der leitenden Staatsmänner zu Locarno gehalten, in der auch Deutschland durch seinen Außenminister Stresemann vertreten war. Die Konferenz war ausdrücklich zum Zwecke der Herstellung eines wirklichen Weltfriedens einberufen worden. Es fehlte auch in der Konferenz nicht an versöhnlichen Reden, namentlich nicht von seiten des französischen Außenministers Briand. Deutschland hat in den Abmachungen seine Bereitschaft erklärt in den Völkerbund einzutreten, und man hat ihm einen ständigen Sitz im Völkerbund verheißen. Unter der Hand allerdings versuchten die Franzosen dieses Zugeständnis wieder wirkungslos zu machen, indem sie den Polen ebenfalls einen ständigen Ratssitz verhießen, um dadurch Deutschlands Einfluß lahmzulegen. Schon das zeigte, wie wenig wahre Friedensliebe, Versöhnlichkeit und Ehrlichkeit auch auf dieser Konferenz vorhanden war. Deutschland hat sich in Locarno verpflichtet, die derzeitige deutsche Westgrenze zu garantieren. Damit ist Elsaß-Lothringen den Franzosen überantwortet; Deutschland verzichtet darauf, mit Waffengewalt sich dieser Länder wieder zu bemächtigen. Betreffs der Ostgrenze wurde dagegen eine solche Garantie nicht gegeben. Die anderen haben mündliche Zusicherungen gegeben, daß die Truppenzahl im besetzten Gebiete vermindert werden soll. Außerdem ist schon im Frieden von Versailles die ausdrückliche Zusage gegeben worden, daß das Rheinland völlig geräumt wird, wenn Deutschland seinen Zahlungsverpflichtungen nachkommt. Ebenso ist längst zugesichert worden, daß die militärische Kontrolle aufhört, sobald Deutschland entwaffnet ist.

Manche Menschen hatten große Hoffnungen auf den „Geist von Locarno“ gesetzt und den Anbruch einer neuen Zeit von ihm gehofft, zumal nicht lange darauf die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund stattfand. Damals — es war im September 1926 — hat Briand in Genf eine überschwengliche Versöhnungsrede gehalten, in der er ausrief — und zwar mit ausdrücklicher Beziehung auf das besetzte Gebiet: „Weg mit den Waffen! Weg mit den Kanonen!“ Wer nicht wußte, wie wenig auf große französische Worte zu geben ist — und wie viele leichtgläubige Deutsche wissen das nicht! —, der konnte allerdings glauben: jetzt beginnt eine neue Zeit.

Es ist anders gekommen. Denn mittlerweile war in Frankreich wieder der Hauptschuldige am Weltkrieg, Poincaré, ans Ruder gekommen. Er

dachte gar nicht daran, die Versprechungen einzulösen. Vielmehr mußten wir Deutsche um jedes, auch um das kleinste Zugeständnis, langwierige Kämpfe führen. Der Franzose wollte sie sich beständig durch andere Zugeständnisse erkaufen lassen. Das sollte sich sofort zeigen. Schon vorher waren die Vertragsbestimmungen von Frankreich und England nicht eingehalten worden: die Kölner Zone hätte nach dem Friedensdiktat am 1. Januar 1925 geräumt werden sollen. Sie wurde nach langen Verhandlungen mit der deutschen Regierung erst ein Jahr später, am 1. Januar 1926 geräumt. Daß Deutschland tatsächlich abgerüstet habe, war von England ausdrücklich anerkannt worden. Trotzdem dauerte die militärische Kontrolle fort. Nach langen, fast endlosen Verhandlungen, bei denen Frankreich immer wieder neue Forderungen stellte, wurde endlich im Jahr 1927 auf die Kontrolle verzichtet; aber an ihre Stelle eine andere ähnliche Kontrolle (durch den Völkerbund) gesetzt. Noch schwieriger gestalteten sich die Verhandlungen über die Verringerung des Besatzungsheeres. Sowie diese Frage ernstlich von der deutschen Regierung erhoben wurde, setzte sofort in der französischen und belgischen Presse ein Feldzug dagegen ein. „Frankreich braucht Sicherheit gegen einen deutschen Überfall und kann deshalb seine Truppen nicht vermindern,“ so hieß es. Der belgische Kriegsminister erhob Anklagen gegen Deutschland wegen angeblicher geheimer Rüstungen, Poincaré hielt wieder seine üblichen Hafreden — ganz als wäre kein Locarno da gewesen. Endlich einigten sich Frankreich und England dahin, daß die Rheinlandbesatzung von 70 000 auf 60 000 Mann herabgesetzt werden soll — ein Jahr, nachdem Briand seine Versöhnungsrede gehalten hatte. Von einer völligen Räumung des Rheinlandes ist noch entfernt nicht die Rede. — Im Völkerbund hatte man zuvor über die Weltabrüstung verhandelt zu Land und zur See. Es hatte alles mit einem kläglichen Mißlingen geendet. — E i n Wortbruch, e i n Vertragsbruch um den andern, genau wie zur Zeit Napoleons I. und Ludwigs XIV.

Da stehen wir bei der Vollendung dieses Buches. Friede wird erst dann werden in der Welt, wenn ein wirklich neuer Geist einkehrt. Dann wird auch Deutschland wieder die Stellung in Europa einnehmen, die ihm gebührt und die es 1871—1914 zum Hort des Friedens in unserem Weltteil gemacht hat.

6. Rückblick und Ausblick.

Die alte griechische Göttersage erzählt von einem Verdammten in der Unterwelt, der dazu verurteilt gewesen sei, einen schweren Felsblock einen steilen Berg hinaufzuwälzen. Aber immer, wenn er ihn auf dem Gipfel hatte, entglitt der Stein seinen Händen, rollte den Berg hinunter, und der Arme konnte seine Arbeit von neuem anfangen. Genau so ist es unserem deutschen Volke im Laufe der Jahrhunderte gegangen. Karl der Große hatte die deutschen Stämme und mit ihnen die abendländische Welt in einem großen Weltreiche vereinigt — aber mit seinem Tode stürzte es zusammen, und die Deutschen konnten die Arbeit von neuem beginnen. Otto der Große und seine Nachfolger aus dem sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiserhause haben das deutsche Volk wieder geeinigt und es zum beherrschenden Volke der Mitte Europas gemacht. Aber wie das Reich unter Friedrich Barbarossa und seinem Sohne Heinrich VI. eine schwindelnde Höhe der Macht und des Ansehens erklimmen hatte, da tat es nach dem Tode Heinrichs einen großen Fall, und mit dem Ende der Hohenstaufen stürzte es vollends zusammen. Wieder war der Felsblock den Berg hinuntergerollt, und wieder mußte Deutschland in vielhundertjähriger Arbeit das Werk von vorne beginnen. Im 16. Jahrhundert ist es mit der Tat Martin Luthers der ganzen Welt vorangegangen. Aber der Mann an der Spitze fehlte, der das Volk damals verstanden hätte. So folgte auf die religiöse Erneuerung nicht auch die politische, und auch die religiöse Erneuerung drang nicht durch, sondern das Volk ward in zwei Hälften gespalten. So mußte es im 17. Jahrhundert im Dreißigjährigen Kriege den Becher der Trübsal bis auf die Hefe leeren. Der Stein ist in solche Tiefe hinuntergerollt wie nie zuvor. Es brauchte jahrhundertelanger Arbeit, ihn wieder zu heben. Was für eine Tiefe des Elendes im 17. und 18. Jahrhundert! Deutschland ein Spielball fremder Mächte, der Kriegsschauplatz für die Heere Europas! In dem Hohenzollernstaate erwuchs ihm ein neues kraftvolles Staatsgebilde, das unter schweren Kämpfen gegen halb Europa sich Ansehen und Geltung verschaffte. Aber auch dieser Staat ward niedergeschlagen unter dem Ansturm des Welteroberers Napoleon; auch er mußte sich wieder aus der Tiefe emporringen und unter schweren Opfern sich und Deutschland wieder die Freiheit erkämpfen. Aber noch fehlte die Einigung der deutschen Stämme, Fürsten und Länder, und unter dem Streben nach ihr ging ein halbes Jahrhundert vorüber, bis es dem größten Staatsmanne der Deutschen, Bismarck, gelang, das Werk zu vollenden und den größten Teil der Deutschen zu einem Reiche

zusammenzuschweißen. Und dies Reich stand kraftvoll und gebietend da, eingetreten in die Weltpolitik, bis es unter dem vereinten Ansturm der halben Welt zusammenbrach. Und nun sehen wir uns aufs neue wieder vor die Aufgabe gestellt, den Stein in die Höhe zu wälzen.

Wir Deutschen sind früher zu staatlicher Einigung gelangt als andere Völker Europas. Als Otto der Große die deutschen Stämme einigte, da war das französische, italienische, englische Volk noch weit entfernt von staatlicher Einigung. In allen diesen Ländern bestand eine ganze Anzahl von Herrschaften, die in endlosen Kämpfen sich aufrieben und schwächten. Aber das Deutsche Reich des Mittelalters brach mit dem Ende der Hohenstaufen zusammen, und es begann eine Zeit innerer Zerrissenheit: eine Zeit ungeheurer Kraftentfaltung auf dem Gebiete der Kultur (Städtewesen, Hanse, Kolonisation des Ostens), aber ohne einheitlichen Zusammenschluß. Was hätte der Deutsche damals leisten können, wenn alle Kräfte der Nation zusammengefaßt gewesen wären! Und zu gleicher Zeit faßten sich die andern Staaten zusammen: Frankreich wurde im 15. Jahrhundert geeinigt, Großbritannien im 17., Italien erst im 19. Jahrhundert. Alle die Einigungsbestrebungen anderer Völker hat die übrige europäische Welt als selbstverständlich angesehen und begünstigt; denn nichts ist doch natürlicher als daß die, die dieselbe Sprache sprechen, also e i n Volk sind, auch e i n e n Staat bilden. Nur Deutschlands Einigungsbestrebungen wurden von den andern gehindert. Den Italienern haben im Jahre 1859 die Franzosen, 1866 die Preußen geholfen zu ihrer nationalen Einheit; ja trotz Niederlagen haben sie, dank der Unterstützung durch andere Mächte, doch erreicht, was sie wollten. Daß sie völlig geeinigt worden sind, haben sie nur dem Erfolge deutscher Waffen im Jahre 1870 zu verdanken. Deutschland hat es nicht so gut gehabt. Seine Einigungsbestrebungen sind gehindert worden von andern: im Jahr 1815 von Engländern, Russen, Franzosen. Und im Jahre 1870 hat es seine Einigung nur seiner eigenen Kraft verdankt. Und wie es geeinigt war, da hat es sofort mit dem Meide der andern zu kämpfen gehabt. Der hat endlich im Jahre 1914 zu dem Ausbruche des Weltkrieges und zu unserem Zusammenbruche geführt. Denn so wollen's die andern: das Volk der Mitte Europas soll immer schwach sein; und wenn die andern europäischen Staaten Handel miteinander haben, so wollen sie ihren Streit ausfechten auf deutschem Boden. Jahrhunderte lang sind die Kämpfe zwischen Frankreich und Osterreich um die Vorherrschaft in Europa fortgegangen. Der Kriegsschauplatz war Deutschland in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, in den Kriegen Ludwigs XIV. und im spanischen Erbfolgekrieg. In letzterem Kriege tritt eine weitere europäische Macht auf den Kriegsschauplatz: England.

Von da an beginnen die Kämpfe zwischen England und Frankreich um die Weltherrschaft. Der Kriegsschauplatz war wieder Deutschland, im Siebenjährigen Kriege und in den napoleonischen Kriegen. Alles aus dem einen Grunde: weil Deutschland uneinig war, so war es schwach, und die andern sind immer darauf aus gewesen, die Uneinigkeit möglichst zu schüren. Jetzt haben sie es glücklich wieder so weit gebracht, daß das Volk der Mitte schwach ist. Werden wir's noch erleben müssen, daß die Völker Europas, daß etwa Frankreich und England — oder England und Rußland — ihre Händel wieder auf deutschem Boden austragen? Hindern können wir's nicht; denn wir sind schwach. Und wir sollen nicht wieder stark werden; darum haben die Feinde unsere Wehrmacht zerbrochen und unsere Monarchie zerstört, darum haben sie Millionen von Deutschen unter französische, polnische, tschechische, italienische Obrißigkeit gestellt, darum wollen sie die Deutsch-Osterreicher nicht zu Deutschland lassen.

Und doch hat Europa, ja die Welt uns Deutschen so viel zu verdanken. Als das römische Weltreich innerlich faul und morsch war, da haben deutsche Völker ihm vollends den Todesstoß versetzt, aber zugleich den Völkern des römischen Reiches frisches Blut zugeführt. Das Volk Italiens hat neue Kraft bekommen durch die Goten und Langobarden, die sich auf seinem Boden niedergelassen und mit ihm verschmolzen haben. Die Völker Galliens sind erneuert worden durch die fränkische Einwanderung, nicht weniger die Völker Englands durch die Angelsachsen und später die Normannen. Alle die Völker, die gegen uns standen im Weltkriege, zum Teil sogar auch die Russen, sind im Grunde Fleisch von unserem Fleisch und Wein von unserem Wein; sie haben ihre beste Kraft gezogen aus deutschem Blute. Und überall in der Welt, wo der Deutsche ist, wirkt er als Kulturträger. Posen, Westpreußen, Oberschlesien hat der Deutsche aus dem Sumpfe gezogen; der Pole, der sie jetzt hat, wird sie bald genug wieder in den Sumpf zurücksinken lassen. Elsaß-Lothringen ist unter deutscher Herrschaft ein blühendes Land geworden, wie es nie war und nie wieder sein wird unter französischer Regierung. In Siebenbürgen sind seit 800 Jahren die Deutschen, dort Sachsen genannt; sie sind die Gebildetsten der früher ungarischen Monarchie, jetzt unter rumänischer Herrschaft. Im Banat sind, von Maria Theresia gerufen, die Schwaben, jetzt unter serbischer und rumänischer Herrschaft; überall verfolgt und gedrückt und doch alle andern übertreffend an Fleiß, Wohlstand und Ordnung. Und in Rußland sind an der unteren Wolga die deutschen Siedlungen, die in den letzten Jahren so furchtbar unter dem Hunger leiden mußten; und in der Ukraine und in der Krim und im Kaukasus — überall finden sich deutsche, meist

schwäbische Niederlassungen, von weitem schon kenntlich und leicht zu unterscheiden von den russischen Dörfern. Der Reisende, wenn er ein russisches und ein deutsches Dorf miteinander vergleicht, sieht auf den ersten Blick: dort wohnt ein rohes, barbarisches, hier ein gebildetes Volk. Und in der ganzen Welt sind die Deutschen zerstreut: in den Vereinigten Staaten, in Brasilien, in Argentinien, in Palästina, überall in diesem Kriege gehaßt und verfolgt und bedrückt, und doch die andern übertreffend durch Arbeitsamkeit, durch Pflichttreue, durch Gewissenhaftigkeit. Draußen wissen sie aber auch, was die deutsche Heimat wert ist, und sind sich ihres Wertes als Deutsche bewußt — aber freilich, sie gehen dem Mutterlande verloren und werden, wie man schon manchmal gesagt hat, Völkerdünger.

Und was haben wir alles den andern Völkern gegeben an geistigen Errungenschaften! Unsere Dichter, ein Goethe und Schiller, sind überall bekannt; die Tat Luthers hat in der ganzen Welt gezündet. Überall in der Welt hört man deutsche Musik, einen Bach, Beethoven, Wagner u. a. Den Gebildeten der ganzen Welt haben unsere Weltweisen so vieles zu sagen. Unsere Erfinder und Entdecker auf dem Gebiete der Technik, der Elektrizität, der Chemie — von ihrer Lebensarbeit zehrt heute die ganze Welt.

Und doch — trotz alledem, wir haben hinunter müssen bis auf den Boden, und wie tief es noch mit uns hinuntergehen wird, das wissen wir nicht. Warum? Die Völker stehen alle unter Gottes Leitung, und da müssen wir sagen: wer hat des Herrn Sinn erkannt und wer ist sein Ratgeber gewesen? Und doch können wir mancherlei Ursachen unseres Zusammenbruches herausfinden. Der Deutsche pflegt jetzt einzelne Leute anzuschuldigen: den Kaiser, die Militärpartei, die Alldeutschen; die sollen am Krieg und am Zusammenbruch schuldig sein. Das ist Torheit. Ein solch ungeheures Weltereignis kommt nicht von ein paar Leuten her; sondern da sind Völkergegensätze, die zum Austrag kommen. Denen gegenüber ist auch der einzelne Herrscher oder Staatsmann machtlos. Aber man muß sagen: die Ursache des Krieges ist die unersättliche Geldgier, die in allen Völkern steckt. Wenn jedes Volk nur das Seine sucht und keines auf das achtet, was des andern ist, so muß es schließlich zum Zusammenstoß kommen. Und wenn diese unersättliche Geldgier und Selbstsucht in den Völkern bleibt, so wird es auch in Zukunft Kriege geben, vielleicht noch schrecklichere als den letzten, und ob dann Monarchien da sind oder Republiken, und ob's bürgerliche oder Räterepubliken sind, das wird ganz gleich sein: es wird eine so wenig wie die andere den Frieden halten können. Darum weg mit dem Anschuldigen und Anklagen — wir sind alle schuldig mit unserer Geldgier und Selbstsucht.

In diesem Kriege hat unser deutsches Volk geleistet, was unerhört ist in der Weltgeschichte. Daß ein Volk mit drei schwachen Bundesgenossen einer so ungeheuren Übermacht 4½ Jahre nicht bloß standhält, sondern Sieg auf Sieg erkämpft, den stärksten Gegner völlig zu Boden wirft und die andern um ein Haar ebenfalls besiegt hätte, wenn nicht ein Volk, das für sich allein doppelt so zahlreich ist wie das deutsche, die Amerikaner, zu Hilfe gekommen wäre, das ist in der Weltgeschichte überhaupt noch nie vorgekommen. Das wollen wir nicht vergessen; und es wäre schöner Undank gegen die ungezählten Toten, die in fremder Erde liegen, wollten wir ihren Heldenmut vergessen, mit dem sie die Schrecken des Krieges von der Heimat ferngehalten haben. Unter dem Friedensdiktat von Versailles steht auf der einen Seite der Name des Deutschen Reiches, auf der anderen die Namen von 23 europäischen Staaten — und doch stehen zwei Hauptgegner erst nicht einmal darunter: Rußland und die Vereinigten Staaten. Diese Zahlen zeigen uns die ganze Größe der Leistungen des deutschen Volkes. Unterlegen sind wir erst nicht einmal der Gewalt der Waffen, sondern der Macht des Hungers und der ungeheuren Weltlüge. Das hat die Kraft und die Einigkeit Deutschlands zerstört, und darum haben wir zuletzt verloren. — Aber sind die andern nicht auch schuldig? Haben sie nicht in demselben Maße der Geldgier geröhnt wie wir? O ja. Aber wir Deutsche sind wohl von Gott zu etwas Besserem berufen. Wir hätten im Kriege die wunderbare Hilfe erkennen sollen, die uns zuteil geworden ist, und uns darauf besinnen, daß unsere wahre Kraft nicht im Geld, sondern im Geist ruht. Statt dessen haben wir gerade im Kriege erst recht Geld machen wollen; ein Volk aber, daß im Kriege Geld machen will, statt zu opfern, das verdient die Niederlage.

Und nun sind wir freilich in verzweifelter Notlage. Unsere erbittertesten Feinde, die Franzosen, haben's gemacht wie von jeher: statt einem tapferen, der Übermacht erlegenen Gegner gegenüber großmütig und ritterlich zu sein, bemühen sie sich, den Unterlegenen noch tagtäglich zu beschimpfen. Wir hatten im Kriege keinen Haß gegen die Franzosen, so viel Übels sie uns auch angetan und so sehr sie unsere Kriegsgefangenen gequält haben. Aber unter den unaufhörlichen Quälereien im Frieden kommt jetzt der Haß. Die Franzosen säen in den besetzten Gebieten eine üble Saat aus. Wenn sie aufgehen sollte, was Gott verhüten möge, dann wehe ihnen!

Wir hatten schon früher zu enge Grenzen, und unsere Kolonialpolitik ist entsprungen aus dem Bestreben, unserem wachsenden Volk weiteren Raum zu verschaffen. Jetzt sind wir noch näher zusammengedrückt, so daß wir tatsächlich ein Volk ohne Raum geworden sind. Ein paar

Zahlen: in Deutschland kommen auf einen Quadratkilometer 132 Menschen; in England (mit Kolonien) 15, in Frankreich 8, in Rußland 7!

Einen wirklichen Gewinn hat keiner der Feindstaaten davongetragen. Wohl haben sie Land um Land erobert, aber das hilft ihnen nichts. Die Engländer haben an Deutschland ihren besten Kunden verloren. Wir können ihnen nichts mehr abkaufen; wohl aber konnten wir, solange unser Geld nichts mehr wert war, Waren hinüber nach England liefern und sie billiger geben als die Engländer selber. So kommt's, daß in England eine Menge von Arbeitslosen ist. Auch die Handelsschiffe, die sie uns Deutschen genommen haben, nützen ihnen nichts. Denn wenn der Handel stockt, so helfen die Schiffe nichts; sie liegen unbenützt in den Häfen. Dazu hatten die Engländer schwere Not mit Irland, dem sie Selbstregierung haben zugestehen müssen, mit Ägypten und mit Indien. Die Freundschaft mit den Franzosen aber ist längst zu einer stillen Feindschaft geworden. England hat mit Hilfe anderer Völker seinen gefährlichsten Mitbewerber auf dem europäischen Festlande, Deutschland, niedergeschlagen. Dafür hat es einen andern, viel gefährlicheren Mitbewerber, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, großgezogen. Sie machen ihm jetzt schon gewaltig zu schaffen in der Industrie und in der Beherrschung der Meere, und werden ihm noch viel mehr zu schaffen machen. Die Engländer haben früher den Grundsatz gehabt, keinen Staat auf dem Festland zu mächtig und keinen zu schwach werden zu lassen; das nannten sie das europäische Gleichgewicht. Diesen Grundsatz hat ihr Staatsmann Lloyd George diesmal nicht befolgt. Er hat Frankreich zu mächtig werden lassen und hat geduldet, daß Deutschland zu sehr geschwächt wird. So ist Frankreich jetzt der mächtigste Staat in Europa und bedroht England durch seine große Luftflotte und seine U-Boote. — In Frankreich aber lebt man trotz der Entwaffnung Deutschlands in beständiger Angst vor dem besiegten Gegner. Die Franzosen haben ungeheure Menschenverluste gehabt, und Deutschland ist ihnen auch nach dem Verluste der losgerissenen Gebiete um zwanzig Millionen an Menschen überlegen. Deshalb haben sie Furcht. Es ist die Furcht des bösen Gewissens. Darum wollen sie Deutschland nicht zu Deutschland lassen, darum peinigen sie fortwährend uns Deutsche. Auch stehen sie fortwährend in finanziellen Nöten; darum wollen sie aus uns Deutschen den letzten Pfennig herauspressen.

In Italien hat nach längeren inneren Parteikämpfen ein hervorragender Staatsmann, Mussolini, sich der Gewalt bemächtigt. Er hat ohne Frage für die inneren Zustände Italiens große Verdienste; er hat Ordnung in die Verwaltung und in das Finanzwesen gebracht; auch nach außen ist Italien angesehen und gefürchtet. Aber seine Re-

gierung ist eine Gewaltherrschaft und er selbst ein Diktator. Im Innern hält er alle anderen Parteien mit eiserner Faust nieder; und in Südtirol übertrifft er alle anderen Feindstaaten in rohester Mißhandlung der Deutschen. Er raubt ihnen ihre Sprache und will sie zu völligen Italienern machen. Ein solches System der Gewalt und des Verrats kann auf die Dauer unmöglich bestehen.

Und die Amerikaner? Sie haben vom ersten Tage des Krieges an aus deutschem Blute Dollars gemünzt. Das Blutgeld kann keinen Segen bringen. Sie haben riesige Reichtümer angesammelt. Vorher waren sie ein Schuldnerstaat; jetzt sind sie ein Gläubigerstaat geworden. Alle ihre Verbündeten sind ihnen verschuldet. Aber sie haben keinen Gewinn davon. Die Schuldner können nicht zahlen. Dazu kann das verarmte Europa, vor allem Deutschland, ihnen nichts mehr abkaufen. Infolge davon ist die amerikanische Landwirtschaft trotz dem Goldüberflusse des Landes nahezu bankrott. Amerika ist jetzt der Hauptvertreter des Mammonismus, der die Welt ins Elend gestürzt hat. Auch die Amerikaner müssen jetzt rüsten, hauptsächlich zur See, und im Westen erwächst ihnen ein gefährlicher Feind: Japan.

Daß in unserem Deutschland die Not groß ist, wissen wir alle. Die Steuerschraube muß auf das äußerste angezogen werden, und doch ist es kaum möglich, Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen. Wie wird's erst werden, wenn die großen Zahlungen an unsere Feinde kommen! Und wie wenig wirkliche Erkenntnis unserer Lage ist da! Wohl haben viele unter dem furchtbaren Drucke unserer Feinde ihr deutsches Herz wieder entdeckt und gemerkt, daß wir zu allererst im eigenen Volkstum müssen verwurzelt sein, ehe wir der Welt nütze sein können. Aber der Hader der Parteien sollte heute völlig schweigen und alles wie ein Mann zusammenstehen gegen den äußeren Feind wie im Jahre 1914. Davon aber ist noch keine Rede.

Die ganze Welt ist aus den Fugen. Deutschland, Österreich, Rußland müssen am meisten darunter leiden. Viele Menschen, auch in den Regierungen der Feindstaaten, erkennen heute, daß es nicht weiter gehen kann auf dem alten Wege der Gewalt. Das erkennt heute selbst einer der übelsten Gewaltmenschen, der Engländer Lloyd George; er erkennt es aber erst, seit er nicht mehr in der Regierung ist. Aber keiner findet den Mut zur Wahrheit; jeder ist gebunden durch die Sünden der Vergangenheit, und keiner mag sagen: wir haben gefehlt. Noch ist die Gewalt entscheidend. In Rußland wollen sie mit Gewalt den Zukunftsstaat ins Leben rufen; in Deutschland wollen die Franzosen mit Gewalt die Ausführung des Versailler Vertrags erzwingen. Es ist umsonst. Die Gewalt schafft nichts Neues; sie kann bloß zerstören. Neues

kann nur ein neuer Geist schaffen. Der quillt aber nur aus einer inneren, geistigen und religiösen Erneuerung. Darin ruht allein die Möglichkeit einer Errettung der leidenden Menschheit und eines Wiederaufstiegs unseres deutschen Volkes.

So stehen wir heute an einer Weltenwende. Behält der alte Geist die Oberhand, so versinkt das deutsche Volk und mit ihm die Menschheit in Barbarei und Elend. Erfüllt sich aber die Hoffnung auf eine innere Erneuerung, dann ist auch ein Wiederaufsteigen unseres Volkes im Äußeren und ein friedliches Zusammenleben und -arbeiten mit andern Völkern möglich. Die Völker sind heute durch den Weltverkehr so miteinander versflochten, daß man nicht eines schädigen kann, ohne die andern auch mit zu schädigen; und wird ein Volk innerlich neu, so muß das auch den andern Völkern zugut kommen. Und trotz unserer jetzigen Erkrankung und Ohnmacht werden wir Deutsche auch noch ein Wort mitzusprechen haben, wenn die Welt neu werden soll. Wir sind doch immer diejenigen gewesen, die der Welt die großen Gedanken gegeben haben; und uns sind die großen Gedanken nicht bloße Worte gewesen wie den Franzosen, sondern wir haben sie ernst genommen. Unser großer Schiller hat gesagt: „Wenn anders die Weltgeschichte einen Sinn hat, so muß dem, der den Geist bildet und beherrscht, zuletzt auch die Herrschaft werden. Die andern Völker waren dann die Blume, die abfällt, während die goldene Frucht übrigbleibt. Während der Briten nach Schätzen und der Franke nach Glanz lüstern späht, ist dem Deutschen das Höchste bestimmt: er verkehrt mit dem Geist der Welten. — Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“ Und vielleicht haben wir darum zunächst arm werden müssen an äußeren Machtmitteln, damit wir um so mehr lernen obzueigen mit den Waffen des Geistes.

Doch neben all den traurigen und niederdrückenden Erfahrungen der Gegenwart fehlen auch die Lichtblicke nicht, die uns wieder Hoffnung geben für die Zukunft unseres Volkes. Der Arbeitswille unseres Volkes ist wieder gestiegen, nachdem er einige Zeit durch die Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit gelähmt gewesen war. Der Deutsche ist wieder der fleißige Arbeiter, der er früher war, und ausländische Gäste, die nach Deutschland kommen, wundern sich darüber, was alles bei uns gearbeitet wird. Die Arbeit aber hat uns nach der furchtbaren Heimfuchung des Dreißigjährigen Krieges in die Höhe gebracht; sie wird uns auch diesmal wieder in die Höhe bringen, wenngleich sie bis jetzt noch Sklavenarbeit für unsere Feinde ist. Geblieben ist uns Deutschen auch noch der alte Erfindergeist. Was ist seit 1918 auf diesem Gebiete alles geleistet worden! Da ist die Erfindung des sogenannten Motor-

schiffes durch den Ingenieur Flettner, der den Wind in ganz neuer Weise zur Fortbewegung der Schiffe benützt. Da ist die Erfindung der Verflüssigung der Kohle, die neue Möglichkeiten eröffnet. Die deutsche Luftschiffahrt hat trotz aller Beschränkungen durch unsere Feinde weitere Fortschritte gemacht: vor einigen Jahren schon hat ein großes deutsches Luftschiff erstmals den Ozean überflogen, und erst vor kurzem haben die deutschen Flieger Köhl und v. Hünefeld den Atlantischen Ozean in einem deutschen Flugzeug überflogen und sind endlich glücklich in Neuyork gelandet, vom amerikanischen Volke mit ungeheurer Begeisterung begrüßt. Diese Männer der Technik bringen drüben den deutschen Namen wieder zu Ansehen. Und im Innern sind mancherlei Anzeichen einer religiösen Erneuerung vorhanden. Die Welt ist des herz- und seelenlosen Materialismus, der zur Zeit im Freidentertum seine Ausprägung findet, müde geworden und strebt wieder nach höheren und ewigen Werten.

Und das ist doch das erste und wichtigste, wenn wir wieder in die Höhe kommen wollen, daß unser Volk sich wieder zu Gott hinwendet; denn die Kräfte der Erneuerung, die wir brauchen, strömen nur aus dieser überirdischen Quelle. Das andere aber ist, daß uns unser Volk und Vaterland wieder über alles Irdische geht. Das hat der Deutsche oft genug versäumt. Das ist so weit gegangen, daß noch vor kurzem ein deutscher Parteiführer sagen konnte: „Ich kenne kein Vaterland, das Deutschland hieße“ (Crispien). Aber unter dem Druck der Feinde wird der Deutsche wieder erkennen, daß seine Kraft in dem Boden des Volkstums und Vaterlandes ruht. Denn jedes Volk ist doch nur dann etwas nütze für die Welt und für die Menschheit, wenn es die besonderen Gaben, die ihm Gott verliehen hat, dankbar schätzt und ausbildet. — Finden wir Deutsche wieder den Weg zurück zur wahren Gottesfurcht und zur echten Vaterlandsliebe, dann werden wir selber wieder in die Höhe kommen und zugleich der übrigen Welt wieder zum Aufstieg helfen. „Versinkt ihr,“ so hat einst vor mehr als hundert Jahren ein großer Deutscher in der Zeit tiefster Erniedrigung seinem Volke zugerufen, „so versinkt mit euch die ganze Menschheit ohne Hoffnung auf ein einstiges Wiederaufstehen.“

Aber wir wollen nicht versinken, sondern aushalten im Glauben an den Gott, der über allem ist und der auch unserem Volke seinen Platz und seinen Beruf in der Welt beschieden hat, und in der Liebe zu unserem großen, schwergeprüften Volke. Gott schütze und segne unser Volk und Vaterland!